

Anna Baumbach

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Belize

vom 14. Februar bis 25. März 2011

Mennoniten in Belize: Zwischen Bibel und Facebook

Von Anna Baumbach

Belize, vom 14. Februar bis 25. März 2011



Inhalt

1. Zur Person	66
2. Meine Entscheidung für Belize und die mennonitische Gemeinschaft	66
3. Was sind eigentlich Mennoniten?	66
4. Belize – das unbekannte Land	67
5. Der lange Weg nach Belize	68
6. Blue Creek – Zwischen Bibel und Moderne	70
7. Auf dem Weg nach Shipyard	76
8. Shipyard – „Warum sollten wir besser leben als Jesus?“	77
9. Spanish Lookout – Verschiedene Kirchen, ein Glaube	86
10. Lower Barton Creek – Ein Leben ohne jede Technik	91
11. Beachy Amish Mennonites – Belize bekehren	99
12. Fazit	101

1. Zur Person

Was mache ich nach dem Abitur? Wie Tausende anderer Schüler stellte ich mir diese Frage nach der Schule. Ich schob die Entscheidung erst einmal auf und arbeitete in Spanien für ein Jahr als Au-Pair. Ein Praktikum bei der Lokalzeitung meiner Heimatstadt brachte mich dann auf den richtigen Weg: Ich will Journalistin werden! Ich begann eine Ausbildung an der Kölner Journalistenschule für Politik und Wirtschaft und studierte parallel dazu an der Universität zu Köln Politikwissenschaften und Volkswirtschaftslehre. Nach meiner Rückkehr aus Belize werde ich meine Diplomarbeit schreiben.

2. Meine Entscheidung für Belize und die mennonitische Gemeinschaft

Wie vermutlich die meisten Deutschen hatte ich bis vor einiger Zeit weder von Belize noch von den Mennoniten etwas gehört. Das änderte sich, als ich während eines Praktikums in Mexiko auf einen Artikel über die „Bibelbauern“ im Nachbarland stieß. Ich fand es faszinierend, wie die Mennoniten ihr Leben vollkommen auf ihren Glauben ausgerichtet haben und für ihre Überzeugung Repressionen und Verfolgung in Kauf nehmen. Als ich dann von der Heinz-Kühn-Stiftung hörte, war mir sofort klar, mit welchem Thema ich mich bewerben würde.

3. Was sind eigentlich Mennoniten?

Mennoniten sind streng gläubige Christen, die aus den Täuferbewegungen des 16. Jahrhunderts hervorgegangen sind. Sie beziehen sich auf die Lehren von Menno Simons, einem katholischen Pfarrer, der Luthers Werke studierte und für die Erwachsenentaufe eintrat. Simons legte 1536 sein Priesteramt nieder und schloss sich den Täufern an. Vier Jahre später erschien dann sein Buch „Das Fundament der christlichen Lehre“. Es fand weite Verbreitung und diente den Mennonitengemeinden als Grundlage ihrer Glaubenslehre.

Die Mennoniten versuchen den Inhalt der Bibel zu leben. Daher ist die Bibel für sie nicht graue Theorie, sondern die Gebrauchsanweisung für ihr Leben. Mennoniten gehören zu den Friedenskirchen, sie sind also Pazifisten und lehnen Gewalt ab. Manche Mennoniten verweigern jeden Wehrdienst und sogar die Steuern, die für Militärausgaben bestimmt sind, andere hingegen leisten Militärdienste.

Gemäß dem mennonitischen Glauben muss sich ein Mensch bekehren, um das Heil in Jesus Christus anzunehmen. Die Bekehrung ist die bewuss-

te Abkehr vom Leben unter der Macht der Finsternis und der Sünde. Der Mensch soll sich stattdessen zu Gott hinwenden und ein Leben unter seiner Leitung durch Jesus Christus und durch die Wirkung des Heiligen Geistes führen.

Die Mennoniten lehnen die Kindstaufe ab. Sie praktizieren die Glaubens- taufe, die erst an Erwachsenen vollzogen wird. Sie ist ein öffentliches Be- kenntnis der Bekehrung und der Wiedergeburt Gottes und den Menschen gegenüber. Durch die Taufe wird die Bekehrung besiegelt. Sie gehört zur Rettung, da Jesus in der Bibel sagt: „Wer gläubig geworden und getauft worden ist, wird gerettet werden; wer aber ungläubig ist, wird verdammt werden.“ (Markus 16:16)

Die Mennoniten sind allerdings keine homogene Gruppe. Es gibt über zwanzig verschiedene mennonitische Gruppen, die sich in Lebensweise und religiöser Praxis stark unterscheiden. Gemeinsam ist ihnen die täuferische Tradition, der Glaube an Gott, die Bibel und Jesus als Gottes Sohn. Ansonsten unterscheiden sich die Gemeinden aber stark, was ich am Beispiel der verschiedenen Kolonien in Belize in den folgenden Kapiteln zeigen will.

4. Belize – das unbekannte Land

Belize dürfte den wenigsten Deutschen ein Begriff sein. Als ich von meinen Reiseplänen erzählte, dachten einige meiner Bekannten ich würde nach Afrika, nach Benin reisen. Belize ist mit knapp 23.000 Quadratkilometern gerade einmal so groß wie Hessen und liegt zwischen den deutlich größeren und deutlich bekannteren Nachbarstaaten Guatemala im Süden und Mexiko im Norden am Karibischen Meer.

Vielen Amerikanern ist das Land hingegen ein Begriff, denn es liegt nur drei Flugstunden von den USA entfernt, das Riff vor der Küste ist nach dem Great Barrier Reef in Australien das zweitgrößte Korallenriff der Welt und ein wahres Taucherparadies. In den achtziger Jahren sang Madonna schon über Ambergris Caye – „La Isla Bonita“ ist eine Hymne an die wohl bekannteste Insel Belizes.

Bis 1973 hieß Belize Britisch-Honduras und erlangte erst 1981 die Unabhängigkeit von Großbritannien. Das Land gehört zum Commonwealth der Nationen und Queen Elisabeth schmückt als offizielles Staatsoberhaupt bis heute die Geldscheine und Münzen Belizes.

Mit rund 300.000 Einwohnern ist Belize ein Zwerg im Vergleich zu seinen Nachbarn Guatemala (12,8 Millionen) und Mexiko (112,3 Millionen). Die größte Stadt des Landes ist die ehemalige Hauptstadt Belize City mit weniger als 64.000 Einwohnern. Knapp die Hälfte der Belizianer sind Mestizen,

also Mischlinge zwischen Weißen und Indígenas, ein Viertel Kreolen, zehn Prozent Maya, sieben Prozent Garinagu und jeweils weniger als ein Prozent Libanesen, Chinesen und „Weiße“. Knapp 10.000 Mennoniten (3 Prozent) leben in Belize und die meisten von ihnen beackern Felder im Landesinneren an der Grenze zu Guatemala und Mexiko.

Die Amtssprache ist Englisch, doch für viele Belizianer ist Spanisch die Muttersprache. Knapp ein Fünftel der Bevölkerung spricht kein Englisch. Neben Englisch und Spanisch sprechen die Bewohner Kreolisch, Hindi, Chinesisch, Plattdeutsch und die Mayasprachen Mopan und Kekchi.

Belize verfügt nur über geringe natürliche Ressourcen und ist kein reiches Land. Es gilt als Entwicklungsland. Die Wirtschaft in Belize ist stark von den Entwicklungen in den Vereinigten Staaten abhängig, da die meisten landwirtschaftlichen Produkte dorthin exportiert werden.

Der Tourismus ist ein weiterer Wirtschaftsfaktor für Belize. Die Küste ist bei Tauchern, Surfern und Hochseefischern beliebt, Kulturinteressierte besuchen die Maya-Ruinen. Jedes Jahr kommen mehr als 250.000 Touristen ins Land, der Großteil davon sind Amerikaner. Somit ist auch der Tourismus sehr vom amerikanischen Markt abhängig. Die Wirtschaftskrise hat die USA schwer getroffen und das ist auch in Belize zu spüren. Es kommen deutlich weniger amerikanische Touristen ins Land. Zudem leben viele Menschen von dem Geld, das ihnen emigrierte Verwandte aus den USA senden.

Insgesamt ist Belize ein stark christlich geprägtes Land. Fast die Hälfte aller Belizianer sind Katholiken, viele nordamerikanische Kirchen wie die Adventisten, die Methodisten und die Zeugen Jehovas sind vertreten. Kirchen sind überall im Land präsent. Statt anzüglicher Schmierereien wie in Deutschland, findet man in Belize oft Graffiti wie „Jesus liebt Dich“ oder „Jesus ist für Dich gestorben“ an Häusern und an Wänden in öffentlichen Toiletten.

5. Der lange Weg nach Belize

Wie erwähnt, sind die Mennoniten aus den Täuferbewegungen des 16. Jahrhunderts in Flandern und Friesland hervorgegangen und hatten von Anfang an mit Repressionen und Verfolgung zu kämpfen. Viele emigrierten daher nach Preußen nahe Danzig. Sie etablierten sich als erfolgreiche Bauern, Händler und Handwerker. Sie übernahmen das dort übliche Plattdeutsch, blieben sonst aber meist unter sich und pflegten weiterhin ihren Glauben und Lebensstil. Die Mennoniten waren vom Wehrdienst befreit. Im Laufe der Zeit verarmten jedoch viele, da sie unter Landknappheit litten und die preußische Regierung nicht bereit war, ihnen mehr Land zu verkaufen.

Im Jahr 1786 bot Katharina die Große, die als geborene Deutsche von dem wirtschaftlichen Geschick der Mennoniten wusste, ihnen die Möglichkeit, im Süden Russlands (heute Ukraine) zu siedeln, wo dringend Bauern benötigt wurden. Das Abkommen zwischen Russland und den Mennoniten beinhaltete Religionsfreiheit, Befreiung vom Militärdienst, das Recht ihre eigenen Schulen und Kirchen zu unterhalten, sowie kostenloses Land. Tausende von Mennoniten zogen daraufhin nach Südrussland und gründeten 1789 die Kolonien Chortitza am Fluss Dnepr und 1804 Molotschna nördlich vom Asowschen Meer.

Dank harter Arbeit, landwirtschaftlichem Geschick und günstigen russischen Arbeitskräften, florierten die Kolonien zunehmend. Doch um 1870 wuchs der russische Nationalismus und in Folge der Zentralisation der gesamt-russischen Verwaltung wurden einige der Privilegien der Mennoniten gestrichen.

Konservativen Gruppen ging dies zu weit und sie folgten einem Aufruf Kanadas, das Farmer für seine Grenzregionen suchte. Kanada versprach den Mennoniten große, zusammenhängende Ländereien sowie Sprach- und Religionsfreiheit, eigene Schulen und die Befreiung vom Militärdienst. Daraufhin siedelten 7.000 Mennoniten zwischen 1874 und 1880 in den Provinzen Manitoba und Saskatchewan.

Doch auch in Kanada wurden die Privilegien der Mennoniten im Laufe des Ersten Weltkriegs beschnitten: Ein Gesetz verbot private, nicht englischsprachige Schulen und der Wehrdienst wurde eingeführt. Die Anti-Deutschen-Stimmung und Landknappheit führten dann dazu, dass erneut viele Mennoniten das Land verließen und nach Mexiko zogen. Sie siedelten in Durango und Chihuahua.

Doch auch in Mexiko herrschte bald Landknappheit und die Regierung entwickelte Pläne, die Kolonien in ihr neues Sozialsystem einzubinden. Eine Delegation wurde nach Belize, damals noch British-Honduras, geschickt um dort über mögliche Siedlungen zu verhandeln. Am 18. Dezember 1957 wurde das Abkommen unterzeichnet. Die Mennoniten erhielten ein „Privilegium“, das folgendes beinhaltete:

Eigene Schulen und Kirchen in ihrer eigenen Sprache,
Schutz ihres Besitzes,
Befreiung vom Militärdienst,
Ein eigenes Sozialsystem (Waisenamt) und Befreiung von der Sozialversicherung.

Im Gegenzug versprachen die Mennoniten:
Alle Kosten für ihre Ansiedlung selbst zu tragen,

Lebensmittel für ganz Belize zu produzieren und nicht nur für den Eigenverbrauch,
Steuern und Abgaben zu zahlen.

Rund 200 Altkolonier siedelten in Shipyard, Blue Creek und Richmond Hill, knapp 70 Mitglieder der Kleinen Gemeinde in Spanish Lookout. Der Anfang war hart. Die meisten Mennoniten kamen in einer wochenlangen Reise mit Zug, Schiff und LKW aus Kanada und Mexiko. Das ihnen zugewiesene Land war reiner Dschungel, es gab keinerlei Infrastruktur. Mit Äxten und Muskelkraft mussten sie die Bäume und Sträucher entfernen. Es gab giftige Schlangen, Krokodile und Jaguare.

Auch die Bepflanzung der Felder wurde zur Herausforderung. Statt wie gewohnt Hafer und Weizen anbauen zu können, mussten die Mennoniten in Belize erst lernen, welche Pflanzen wann zu säen waren. Schlussendlich bauten die meisten dann Mais und Bohnen an, die ja auch das Nationalgericht in Belize sind.

Heutzutage ist es schwer vorstellbar, dass gerade die progressiven Siedlungen in Blue Creek und Spanish Lookout jemals tiefster Dschungel waren. Nur vereinzelte Riesenbäume zeugen noch von dieser Zeit.

Heutzutage leben knapp 10.000 Mennoniten in verschiedenen Siedlungen und von verschiedenen Gemeinden in Belize. Im Folgenden werde ich einen Überblick über die wichtigsten Kolonien und ihren Lebensstil geben.

6. Blue Creek – Zwischen Bibel und Moderne

Blue Creek liegt im Westen von Belize, nur wenige hundert Meter von der mexikanischen Grenze entfernt. Die Bewohner von Blue Creek sind größtenteils Bauern. Schätzungen zufolge stammen 80 Prozent aller Lebensmittel in Belize aus den Mennonitenkolonien im ganzen Land. Das sieht man in Blue Creek. Die Kolonie ist ziemlich weitläufig und besteht aus vielen Farmen. Es gibt zwar Kirchen, ein Gemeindezentrum mit Tankstelle und einem Laden und eine Schule, doch Blue Creek hat keinen Dorfkern wie wir ihn kennen.

Die größte Kirche in Blue Creek ist die Evangelical Mennonite Mission Church (EMMC) aus Manitoba (Kanada). Die EMMC-Kirche ist äußerst progressiv. Im Gegensatz zu anderen Mennoniten-Kirchen glauben die EMMC-Mitglieder, dass es keine bestimmte Kleiderordnung geben muss. Während die Altkolonier beispielsweise die äußerliche Erscheinung als Spiegelbild einer innerlichen Haltung sehen, beurteilt die EMMC-Kirche die Regeln der Bibel, nach denen Frauen ihre Haare bedecken sollen, als

überholt. Manche Frauen gehen sogar in Jeans zur Kirche und ich habe im Supermarkt auch einige Mädchen mit Shorts und Tanktops gesehen.

Neben der progressiven EMMC-Kirche gibt es in Blue Creek aber auch eine Kirche der Kleinen Gemeinde. Sie wurde im 18. Jahrhundert in Russland von Klaas Reimer gegründet, dem die mennonitische Kirche vor Ort zu weltlich und unmoralisch war. Er verurteilte beispielsweise die Abgaben an die russische Regierung während der Napoleonischen Kriege. Reimer und ähnlich gesinnte Mennoniten trafen sich daraufhin und gründeten 1814 ihre eigene Gemeinde. Sie wurde von anderen Mennoniten spöttisch als „Kleine Gemeinde“ bezeichnet. Doch die Gemeindemitglieder übernahmen den Namen und bezeichnen sich bis heute so.

Wegen der immer größer werdenden Einmischung der russischen Regierung an den Schulen und dem drohenden Militärdienst emigrierte 1874 die Gruppe nach Manitoba (Kanada) und Nebraska (USA). Als auch in Kanada eine große Schulreform beschlossen wurde, zog die Kleine Gemeinde 1948 weiter nach Mexiko, da eine weltliche Einmischung in die Schule nach Meinung der Kleinen Gemeinde eine Gefahr für ihre soziale und religiöse Identität darstellte. Doch auch der Aufenthalt in Mexiko war nicht von Dauer. Die Mennoniten sollten in das mexikanische Sozialsystem integriert werden. Da kam das Angebot der belizianischen Kolonialregierung gerade recht: Viele Mitglieder der Kleinen Gemeinde zogen nach Belize und siedelten in Blue Creek und Spanish Lookout.

Äußerlich unterscheiden sich die Mitglieder der Kleinen Gemeinde stark von denen der EMMC-Kirche. Die Frauen lassen ihr Haar wachsen und schneiden es – bis auf die Spitzen – nie. Die Frauen haben also Haare, die ihnen bis über die Hüften reichen. Sie begründen diese Regel mit der Bibel: „[...]und dem Weibe eine Ehre, so sie langes Haar hat? Das Haar ist ihr zur Decke gegeben.“ (Korinther, 11:15) Dort steht auch: „Ein Weib aber, das da betet oder weissagt mit unbedecktem Haupt, die schändet ihr Haupt; denn es ist ebensoviel, als wäre sie geschoren.“ (Korinther, 11:5-6) Daher tragen getaufte Frauen auch ein schwarzes Kopftuch. Die Mitglieder der Kleinen Gemeinde gehen davon aus, dass es gottgefällig ist, die Regeln der Bibel zu befolgen. Es hat ihrer Meinung nach aber auch keine dramatischen Konsequenzen, wenn Frauen das Kopftuch nicht tragen. Ich habe jedoch keine Frau der Kleinen Gemeinde ohne Kopftuch gesehen.

Die Frauen der Kleinen Gemeinde tragen zudem lange Kleider mit Blumenmustern, die sie noch immer nach traditionellen Schnitten selber nähen. Die Kleider sind hochgeschlossen, reichen fast bis zum Knöchel und bedecken die Oberarme komplett. Die Männer sind weniger leicht als Mitglieder der Kleinen Gemeinde erkennbar. Sie tragen in der Regel Jeans oder Chino-Hosen mit Caro-Hemden.

Auch die Gottesdienste der Kleinen Gemeinde und der EMMC-Kirche unterscheiden sich stark. In der EMMC-Kirche sitzen die Familien zusammen, während bei der Kleinen Gemeinde Frauen auf der rechten, Männer auf der linken Seite der Kirche Platz nehmen. Gesang ist in allen Mennonitengemeinden ein wichtiges Element des Gottesdienstes, doch während die Mitglieder der EMMC-Kirche ihren Gesang mit Orgel und Gitarren begleiten, sind Instrumente in der Kleinen Gemeinde verpönt. „Viele Leute finden, dass die Instrumente vom Gesang ablenken mit dem wir Gott preisen“, erklärt mir Lies, die der Kleinen Gemeinde angehört. Sie selbst hat aber kein Problem mit Musik in der Kirche.

Auch Hochzeiten sehen anders aus. Die der EMMC-Kirche ähneln amerikanischen Hochzeiten, wie wir sie aus Filmen kennen: Große weiße Kleider, Brautjungfern, Blumenkinder.

In der Kleinen Gemeinde steht das Brautpaar allein vor dem Altar. Die Frau trägt ein Kleid in einem hellen Pastellton im traditionellen Schnitt.

So altmodisch die Mitglieder der Kleinen Gemeinde auch äußerlich anmuten, lehnen sie im Gegensatz zu anderen traditionellen Mennoniten-Kirchen moderne Technik nicht ab. Lies fährt einen Pickup-Truck, ihr Haus hat Elektrizität, sie hat eine Waschmaschine und benutzt ein Telefon. Ihr Mann George betreibt ein Sägewerk, sie kümmert sich um den Haushalt und die Kinder. Die Beiden haben zudem eine Hühnerfarm auf ihrem Hof. Meist kümmert sich Lies um die Hühner und die Milchkühe, ihr Mann ist noch für die Rinderherde zuständig, die schlachtreif verkauft wird.

Ich verbringe einige Tage mit Lies und ihrer Familie um den Lebensstil der Kleinen Gemeinde hautnah zu erleben. Lies ist wie alle Mennoniten sehr an Deutschland interessiert. Sie will wissen wie wir leben, wie Familien in Deutschland aussehen und wann man in der Regel heiratet. Ziemlich schnell kommt sie auch auf das Thema Sexualität zu sprechen. Ob unverheiratete Paare in Deutschland denn vor der Ehe Sex hätten, will sie wissen. Es überrascht mich, dass sie darüber reden will. Als ich ihr sage, dass es üblich ist auch unverheiratet Sex zu haben, schüttelt sie mit dem Kopf. Die Eltern in Deutschland sollten das verhindern, findet sie. „Die Bibel sagt klar, dass Sex eine Sache zwischen Ehefrau und Ehemann ist.“

Sie selbst hat mit knapp 22 geheiratet. Ihren Ehemann lernte sie in der Gemeinde kennen. Eines Abends saßen sie nach einem Spieleabend beieinander, während die anderen Jugendlichen schon gegangen waren und redeten miteinander. Am nächsten Tag ging George zu ihren Eltern und fragte, ob er ihre Tochter treffen dürfe. Er erhielt die Erlaubnis unter Auflagen: Sie durften sich einen Sonntag im Monat sehen und Lies Eltern schärfen ihr ein, dass er sie nur an der Hand berühren durfte. Nach zweieinhalb Jahren heirateten die Beiden und haben jetzt vier Kinder: Virginia, Jaden, John und Gladys.

George und Lies selbst stammen aus sehr großen Familien. Lies hat zwölf Geschwister, George sogar 16. „Früher gab es große Familien, 15 Kinder waren keine Seltenheit. Doch das hat sich hier geändert“, sagt George. Denn viele Leute in der Kleinen Gemeinde denken progressiver. „Wenn ich nicht die Mittel habe, 15 Kinder zu kleiden, zu füttern und großzuziehen, habe ich keine 15 Kinder“, findet Lies. „Es ist aber nicht Gottes Wille keine Kinder zu haben. Wenn man für sie sorgen kann, sollte man sie auch haben.“

Viele Ehepaare verhüten mit Pille und Kondom, einige Männer hatten eine Vasektomie. „Im Endeffekt ist es eine persönliche Entscheidung, eine die man selbst mit Gott zusammen trifft“, sagt Lies.

Ähnlich sehen das auch die Mitglieder der EMMC-Kirche. Hier haben die Familien in der Regel zwei bis drei Kinder. Abe und seine Familie führen mich in das Leben der EMMC-Kirchenmitglieder ein. Abe und sein jüngster Bruder Albert sind Piloten und haben einige Düngeflugzeuge, mit denen sie Felder in ganz Belize besprühen. Ihr Vater betreibt einen Saaten- und Werkzeugladen auf dem Hof. Dort hat ein anderer Bruder, Jake, auch eine Werkstatt. Der älteste Bruder Franz betreibt eine Farm und hält Rinder. Das Ganze ist ein großer Familienbetrieb. Franz kümmert sich nicht nur um seine eigenen Felder und Rinder, sondern auch um die seiner Brüder und seines Vaters. Alle Gewinne und Erträge werden in einen Topf geschmissen und geteilt.

Die EMMC-Kirche zählt zu den modernsten Mennoniten-Kirchen in Belize. Äußerlich unterscheiden sie sich nicht von Europäern oder Amerikanern. Auch ihre Häuser sind modern eingerichtet. Sie fahren Trucks, haben Elektrizität, reisen um die Welt. Es gibt sogar Wlan – wenn der Strom nicht gerade ausfällt.

Was Mennoniten ausmacht ist ihr Glaube, egal ob traditionell oder modern, sie nehmen Gott und ihren Glauben sehr ernst. Die Bibel verstehen sie wörtlich: Gott hat vor 6.000 Jahren die Welt in sechs Tagen geschaffen, am siebten ruhte er. Ihr Glaube ist im Alltag immer präsent. Vor jedem Essen wird ein Tischgebet gesprochen, in jedem Haus liegen Bibeln, meist in mehreren Sprachen, die Kinder haben Bibelunterricht in der Schule. Auch bei meinem Besuch in Blue Creek kommt das Thema Glaube schnell auf: Abes Nichte Rhonda fragt mich, ob ich Christin sei. Ich versuche ausweichend zu antworten und sage, dass ich katholisch getauft bin.

Auch abends nach dem Essen kommen die Gespräche immer wieder auf Gott und Glaube zurück. Ich gebe zu, dass ich zwar getauft bin und auch zum Religionsunterricht gegangen bin, aber nicht an Gott glaube. Abes Schwester Lisa nimmt es ziemlich mit, dass ich nicht an Gott glaube. Vor dem Zubettgehen trifft sie mich im Flur. Sie hat tatsächlich Tränen in den Augen bei dem Gedanken, dass ich nicht von Jesus gerettet werde und die

Ewigkeit in der Hölle verbringe. Gemeinsam mit ihrem Mann Pancho versucht sie mir anhand von Bibelstellen zu erklären, warum diese die absolute Wahrheit enthält und nur mein Glaube an Jesus mich retten kann. Weil es schon spät ist, vertagen wir unser Gespräch. Ich werde, wenn ich in Spanish Lookout bin bei ihnen vorbeikommen und weiter mit ihnen diskutieren.

Auch mit Abe diskutiere ich stundenlang über Glaube und die Schöpfung bzw. die Evolution. Abe ist viel gereist, hat viele Menschen auf der ganzen Welt kennengelernt und ihm ist meine Einstellung somit nicht unbekannt, aber fremd. „Nur wer Jesus als seinen Retter anerkennt wird die Ewigkeit im Himmel mit ihm und den Engeln verbringen“, sagt er. Wer Jesus nicht akzeptiert wird in der Hölle landen. Für ihn ist es eine Aufgabe, Leute zum rechten Glauben zu bringen. „Ich werde aber niemanden zwingen. Der Teufel schiebt und drängt Dich, ich werde Dir nur den richtigen Weg weisen, Dich aber nicht dorthin drängen.“

So modern und weltlich die EMMC-Mennoniten auch sind, Gott und ihren Glauben nehmen sie ernst. Über ihn definieren sie sich. Schon die Kinder in der Schule werden sehr christlich geprägt. Sie lernen Rechnen mit Jesus, lesen Geschichten, in denen Heilige eine Rolle spielen, und lernen Biologie als wunderbare Kreation Gottes kennen. Die Klassenräume sind mit Bibelversen und Schildern wie „Gott liebt Dich“ geschmückt.

Die Linda Vista Schule der EMMC-Kirche hat das moderne Unterrichtskonzept ihrer Mutterkirche aus den USA übernommen und bietet sogar einen amerikanischen High-School-Abschluss an, der es den Jugendlichen ermöglicht, anschließend in den USA zu studieren – was viele auch tun. Den Unterrichtsstoff bezieht die Schule von A Beka Book, einem christlichen US-Verlag, der seine Aufgabe wie folgt beschreibt: „At A Beka Book, they are unashamedly Christian and traditional in their approach to education. Their skilled researchers and writers do not paraphrase progressive education textbooks and add Biblical principles; they do primary research in every subject and look at the subject from God’s point of view. Of course, the most original source is always the Word of God, the only foundation for true scholarship in any area of human endeavour. Thus their publications are built upon the firm foundation of Scriptural truth and are written by dedicated and talented Christian scholars who are well grounded in the practical aspects of classroom teaching. For excellence for your Christian school, you can trust A Beka Book.“ (A Beka Book Homepage)

Die Lehrer an der Linda Vista Schule sollen nach Möglichkeit ausgebildete Fachkräfte sein. Doch immer wieder hat die Schule mit Lehrermangel zu kämpfen. Oft kommen Lehrer aus Kanada oder den USA. Erst seit kurzem gibt es nicht-mennonitische Lehrerinnen. Adela und ihre Schwes-

ter sind Belizianerinnen und unterrichten in der Grundschule. Sie sind zwar keine Mennonitinnen, aber doch streng gläubige Christinnen.

Anders sieht es in der Schule der Kleinen Gemeinde aus. Dort unterrichtet Sheryl. Sie ist Mitglied der Kleinen Gemeinde, 17 Jahre alt und hat im vergangenen Jahr die Schule beendet. Sie lernt im Unterricht oft selbst erst den Stoff kennen. Sie war ganz begeistert, als sich herausstellte, dass ich Hochdeutsch spreche. Genau in der Woche meines Besuchs hat sie mit dem Hochdeutsch-Unterricht angefangen und ich sollte ihr gleich die richtige Aussprache für einige Wörter verraten.

An meinem letzten Abend in Blue Creek lasse ich mir von Silvia, der Geschichtslehrerin der Linda Vista Schule die Geschichte der Mennoniten erklären. Während unseres Gesprächs stößt auch ihr Mann Abe zu uns. Er ist Constable bei der Polizei in Blue Creek. Als er hört, dass ich am nächsten Tag nach Shipyard weiterziehen werde, plaudert er aus dem Nähkästchen, was er dort bisher so erlebt hat. Die Polizei in Orange Walk ist offiziell für den ganzen Distrikt, also auch für Shipyard zuständig. Wenn dort allerdings etwas passiert, fordert die belizianische Polizei Unterstützung von der Polizei in Blue Creek an. Zum einen sprechen viele Menschen in Shipyard nicht Englisch oder Spanisch, sondern nur Plattdeutsch, zum anderen können Mennoniten – und seien sie noch so progressiv – die Mentalität der Alt-kolonier vermutlich besser verstehen als Belizianer.

Mir ist aufgefallen, dass in Blue Creek niemand Alkohol trinkt oder raucht. Man kann im örtlichen Supermarkt auch weder Alkohol noch Zigaretten kaufen. Abe erklärt mir, dass es in Shipyard anders ist. Viele Menschen rauchen und trinken dort. Es komme immer wieder zu Kämpfen zwischen Betrunkenen, zu denen er und die anderen Polizisten dann gerufen werden. Zudem konsumierten viele Drogen wie Kokain oder Marihuana.

„Wir versuchen unsere Jugend zu beschäftigen, veranstalten Volleyballspiele oder gemeinsame Grillabende. In Shipyard ist Sport verboten, die Jugendlichen langweilen sich und fangen an zu trinken“, sagt Abe. Die Prediger geben die Ordnung vor, absoluter Gehorsam werde erwartet. Die Jungen seien oft frustriert, gelangweilt und unterdrückt und ließen dann alkoholisiert ihren Gefühlen freien Lauf. Es komme immer wieder zu Schlägereien, der letzte Einsatz für Abe war ein Kidnapping, als ein zwölfjähriger Junge von Älteren entführt und verprügelt wurde. Denn es gebe zwischen den Jugendlichen der verschiedenen Camps Spannungen, so dass die eine Seite der anderen „eine Lehre erteilen“ wollte, erklärt mir Abe.

Ein großes Problem sei Inzest, erzählt Abe weiter. Es komme immer wieder zu Teenager-Schwangerschaften, weil sich der Vater oder auch manchmal der Bruder an einem Mädchen verginge. „Die Männer in Shipyard haben da kein Unrechtsbewusstsein. Für sie ist ihre Familie ihr Besitz, sie

können damit tun und machen was sie wollen.“ Es gebe daher auch viele Behinderte in Shipyard.

Das Problem sei aber nicht auf Belize beschränkt, sagt Abe. Eine seiner Cousinen lebt in einer Altkolonier-Siedlung in Kanada. Ihr Mann hat zwei Kinder mit einer ihrer Töchter gezeugt.

Die Prediger der Altkolonier geben den Ton an. In ihren Predigten im Gottesdienst am Sonntag verwenden sie Bibelpassagen und fügen nach Belieben eigene Texte ein. Da es unerwünscht ist, dass die Leute die Bibel zuhause alleine lesen, wissen viele nicht, was nun aus der Bibel stammt und was nicht, so Abe. „Die Unwissenheit ist gewünscht, so lassen sich die Leute besser lenken.“ Wer zuhause die Bibel liest und eine eigene Meinung entwickelt, wird im schlimmsten Fall exkommuniziert und von der Gemeinschaft geschnitten.

7. Auf dem Weg nach Shipyard

Mit diesen Geschichten im Hinterkopf reise ich am nächsten Tag nach Shipyard. Henry nimmt mich mit. Er ist der Pfarrer der EMMC-Kirche in Shipyard, die mittlerweile 50 Mitglieder hat. Die Mitglieder sind alle ehemalige Altkolonier, die exkommuniziert und von der Gemeinschaft in Shipyard ausgestoßen wurden. Die Gründe dafür sind vielfältig: Sie haben sich ein Auto angeschafft, was bei den Altkolonieren in Shipyard verboten ist, sie haben in der Bibel gelesen oder haben nach Meinung der Prediger zu viel mit oder für moderne Kolonien gearbeitet und waren somit dem Einfluss der Moderne ausgesetzt, erklärt mir Henry.

Um die Gemeinschaft zusammenzuhalten ist Konformität das A und O, sagt Henry. Schon früh lernen die Altkolonier sich konform zu verhalten. Die, die sich nicht an die Ordnung halten, werden dann bestraft, im schlimmsten Fall mit Exkommunizierung und Ächtung. Durch diese Trennung setzt die Gemeinschaft Grenzen zwischen denen, die ihrer Meinung nach auf dem richtigen Weg sind und denjenigen, die es nicht sind.

Der Ausschluss der Menschen, die sich nicht konform verhalten, sorgt dafür, dass das System intakt und die Gemeinschaft rein bleibt. Verstöße gegen die Ordnung bedrohen eben diese Reinheit der Gemeinschaft und werden somit streng bestraft. Für die Altkolonier ist der Ausschluss der Nichtkonformen also nicht böseartig oder ungerecht, sondern dient dem Schutz der Gemeinde. Sie sind davon überzeugt, richtig zu handeln.

Die Ausgestoßenen haben natürlich eine andere Auffassung. Sie sagen, dass sie dem alten System nicht länger folgen können, da der wahre Glaube wegen der vielen von Menschen erschaffenen Regeln verloren gegangen ist.

Da die geächteten Menschen nicht einfach ihre Höfe und Äcker aufgeben können und wollen, sich aber spirituelle Führung wünschen, haben sie sich an die EMMC-Kirche gewandt. Henry ist mit seiner Familie aus Kanada gekommen und trifft in Shipyard bei den traditionellen Altkolonieren auf keine Probleme oder Ablehnung. „Ich komme von außerhalb, deswegen ist es in Ordnung, wenn ich anders bin. Wenn sich aber Leute aus Shipyard umorientieren, gleicht das einem Verrat“, sagt Henry.

Seine Gemeindeglieder sind leicht erkennbar: Zwischen ihren Häusern verlaufen Stromleitungen. Ein Dieselgenerator auf dem Kirchengrundstück versorgt die Gemeinde mit Elektrizität.

Das Leben für die ausgestoßenen Menschen ist hart: Sie dürfen mit ihren traditionellen Familienangehörigen nicht an einem Tisch essen, ihre Nachbarn reden nicht mehr mit ihnen, sie dürfen nicht in den Dorfläden einkaufen, kurz gesagt: sie werden vollkommen geschnitten.

8. Shipyard – „Warum sollten wir besser leben als Jesus?“

Shipyard liegt nur wenige Meilen entfernt von Blue Creek, es ist jedoch eine andere Welt. Die Mennoniten in Shipyard gehören zu den Altkolonieren, einer traditionellen Kirche. Das ist auch offensichtlich: Wenn man nach Shipyard kommt, fühlt man sich 150 Jahre zurückversetzt. Die Leute in Shipyard fahren keine Autos, stattdessen benutzen sie Horse and Buggy, also ein Pferdegespann, das in der Regel vier Gummiräder hat, schwarz lackiert ist und ein Dach hat. Je nach Bedürfnis können bis zu zwei Bänke auf die Ladefläche gesetzt werden. Auch äußerlich unterscheiden sie sich von den modernen Mennoniten, die ich bisher kennengelernt habe. Die Männer tragen dunkle Latzhosen oder Hosen mit Hosenträgern über hellen Hemden. Frauen tragen weite, dunkle Kleider, die fast bis an die Knöchel reichen und ein Kopftuch, das einen Großteil der Haare verbirgt. Die Farbe des Kopftuchs variiert, je nachdem ob die Frau verheiratet ist oder nicht. Unverheiratete Frauen tragen helle Tücher, verheiratete schwarze. Wenn die Altkolonier ausgehen, tragen die Männer Cowboyhüte, die Frauen tragen meist eine schwarze Schürze über ihren Kleidern und einen großen weißen Hut. Die Kinder sehen wie Miniaturausgaben ihrer Eltern aus.

Meinen ersten Eindruck von Shipyard erhielt ich gleich an meinem ersten Tag in Belize. Um von der Provinzhauptstadt Orange Walk nach Blue Creek zu gelangen, kommt man durch Teile von Shipyard. Durch die Kolonie verlaufen staubige Schotterpisten mit tiefen Schlaglöchern, auf denen sich Horse and Buggys tummeln, ein paar Trucks, die auf dem Weg von oder nach Orange Walk sind. Die Häuser sehen alle ähnlich aus: ein- oder zwei-

geschossige Aluminium- oder Holzgebäude, hellblau gestrichen, mit einer Veranda mit Hollywoodschaukel. Keine Stromleitungen verlaufen zwischen den Häusern, denn die Altkolonier lehnen Elektrizität ab, allerdings machen sie auch Ausnahmen.

Ich verbringe einige Tage bei der Familie von Cornelius, einem Schlachter. Er benötigt Strom um sein Fleisch zu kühlen, das er immer mittwochs schlachtet. Er hat einen Dieselgenerator, der für das Schlachthaus Strom erzeugt, im Wohnhaus hingegen gibt es keine Elektrizität. Der Kühlschrank und der Herd werden mit Gas betrieben, Licht erzeugen Petroleumlampen. Das Haus ist neu, sehr sauber und sehr spartanisch. Die Küche ist groß und karg eingerichtet: Ein großer Kühlschrank, ein Herd, eine Anrichte mit Schränken, zwei Tische und Plastikgartenstühle, die, wenn sie nicht benötigt werden, ordentlich in der Zimmerecke gestapelt werden. Keine Bilder, kein Kitsch schmücken das Haus. Einzig eine Uhr und ein Kalender hängen an der Wand.

Cornelius und seine Frau Katharina haben drei Söhne, zudem lebt ein Mädchen bei ihnen, das Katharina bei der Hausarbeit hilft. Die beinhaltet auch das Kühemelken, Schweine- und Pferdefüttern.

Den Leuten von Shipyard ist es verboten Autos zu fahren und zu besitzen, sie dürfen jedoch in einem Auto mitfahren. Daher schummeln viele. Sie kaufen einen Pickup-Truck, stellen einen Fahrer ein – meist jemand aus den umliegenden belizianischen Dörfern – und registrieren das Auto auf den Namen des Fahrers. Zugeben würde das niemand. Cornelius hat beispielsweise seinen Fahrer Israel und einen großen schwarzen Pickup-Truck an vier Tagen in der Woche zur Verfügung. Als ich Israel frage, ob der Truck sein eigener sei, wird er etwas verlegen, sagt „ja“ und blinzelt dabei heftig. Donnerstagsmorgens engagiert Cornelius einen Kühl-LKW um sein Fleisch, das er am Vortag geschlachtet hat, nach Belize City zu bringen und zu verkaufen.

Die meisten Leute in Shipyard benutzen jedoch nur Horse and Buggy, trampen oder nutzen das öffentliche Bussystem in Belize, um größere Strecken zurückzulegen. Denn es ist ihnen ja nicht erlaubt ein Auto ZU FAHREN, aber sie dürfen IN einem Auto fahren. Oder wie Abe in Blue Creek es einmal erklärt hat: „Sie gehen eh davon aus, dass alle Menschen, die nicht so leben wie sie selbst in die Hölle kommen. Warum sollen sie also nicht davon profitieren, wenn wir bereit sind Auto zu fahren?“ Er selbst düngt mit seinen Flugzeugen oft auch die Felder der Altkolonier.

Als ich bei Cornelius und seiner Familie ankomme, sind sie überrascht, dass ich noch nie mit Horse and Buggy gefahren bin. Spontan entlässt Cornelius seinen Fahrer für den Tag, lässt seine Söhne das Pferd vorspannen und macht mit seiner Frau und mir einen Ausflug zum Geschäft des Camps. Am Anfang habe ich eine Menge Spaß. Das Pferd trabt munter vor sich hin, man hat Zeit

seine Umgebung genau anzuschauen. Ich werde von den Leuten, denen wir auf der Straße begegnen, mit Sonnenbrille und grünem Rock als Fremde erkannt und angestarrt. Fasziniert starre ich zurück. Man fühlt sich einfach in eine andere Welt versetzt. Mitten in der tropischen Hitze sitzen kleine blonde Jungen in Latzhosen und Hemd auf einem Zaun und schauen misstrauisch unter ihren kleinen Cowboyhüten hervor. Große, blonde Männer mit sonnenverbrannten Gesichtern blicken von ihrer Arbeit auf den Feldern auf.

So romantisch Horse and Buggy auch aussehen, es ist nicht wirklich ein Vergnügen so zu reisen. Zum einen erzeugt das Pferd an sich schon viel Staub, zum anderen benutzen Autos und LKWs dieselben Straßen in Shipyard. Schnell ist man da mit Staub und Pferdehaaren paniert.

Am unangenehmsten ist das Fahren mit Horse and Buggy jedoch im Dunklen. Als einzigen Schutz im Dunkeln haben die Kutschen vorne und hinten Katzenaugen angebracht, damit die Kutschen von den Lichtern der Autos und LKWs erfasst werden. Kein Licht beleuchtet die Gefährte ansonsten. Bei einer Nachtfahrt beschleicht mich Unbehagen. Da es keine Elektrizität und somit auch keine großen Lichtquellen in Shipyard gibt, ist die Nacht stockfinster. Der Sternenhimmel ist wunderschön, doch gleichzeitig sieht man auf der Straße quasi nichts, wenn der Mond nicht scheint. Da das eigene Pferd und die eigene Kutsche Geräusche machen, bemerkt man andere Gefährte meist erst, wenn sie an einem vorbeifahren. Cornelius erzählt mir, dass es öfters zu Unfällen kommt. „Beim letzten Unfall sind zwei Kutschen so heftig zusammengeprallt, dass sich das Geschirr einer Kutsche durch die Schulter eines Pferdes gebohrt hat“, erzählt er mit einem leichten Lächeln. Ah ja, gut zu wissen...

Wir haben die Nachtfahrt jedoch ohne Zwischenfall überstanden und waren am Ende – wie bei jeder Fahrt mit Horse and Buggy – einfach nur sehr staubig.

Shipyard ist unterteilt in sogenannte Camps. Camp kommt vom spanischen Wort „Campo“, das bedeutet „Lager“. Shipyard hat 26 Camps, die zum einen durchnummeriert sind, aber auch richtige Namen besitzen. Ich wohnte in Camp 2 oder auch „Blumenthal“. Die Camps sind als solche nicht zu erkennen. Die Häuser reihen sich in Abständen an die staubige Schotterstraße, kleine Zufahrten führen zu den Höfen. Es gibt kein Dorfzentrum, keinen großen Platz. Es gibt in einigen Camps aber Läden, die die Bewohner mit allem versorgen, was sie nicht selbst produzieren. Es gibt Lebensmittel, wie Kaffee und Zucker, aber auch Süßigkeiten wie Snickers und Kitkat und natürlich auch die obligatorische Coca-Cola. Männer können dort Werkzeug kaufen, Frauen Stoffe und Bänder für die Kleider, die sie selbst nähen. Die Läden führen fast alles, was die Bewohner von Shipyard brauchen. Sie fahren nur ungern in die großen Städte wie Orange Walk oder Chetumal.

Jedes Camp wird von einem gewählten Schulzen verwaltet und hat eine eigene Schule. Die meisten Leute in Shipyard leben von der Landwirtschaft. Sie bauen Reis, Mais, Sorghum und Gemüse an und züchten Rinder, Schweine und Hühner. Zudem gibt es viele Sägewerke und Schreinereien in Shipyard. Die Möbel aus Shipyard werden in ganz Belize verkauft, einige werden sogar in die USA exportiert.

Shipyard gehört zu einer der ersten Mennonitenkolonien in Belize. Sie wurde 1958 von Aussiedlern aus Chihuahua und Durango in Mexiko gegründet und hat mittlerweile um die 3.000 Einwohner. Bereits in den Siebziger Jahren sind Familien in die Kolonien Little Belize und Indian Creek gezogen. Die Altkolonier in Shipyard sind gegen Verhütungsmittel. Die meisten Familien haben daher zwölf bis 14 Kinder, 19 sind auch keine Seltenheit. Da die belizianische Regierung kein weiteres Land an die Mennoniten verkaufen möchte, herrscht hier nun, wie auch schon vorher in Kanada und Mexiko, Landknappheit.

Die Kolonie wird insgesamt von sechs Predigern und einem Ältesten, oder auch Bischof genannt, geführt, die auf Lebenszeit gewählt werden. Sie sorgen dafür, dass die Ordnung – ungeschriebene Regeln und Gesetze – eingehalten werden. So ist es geregelt, dass alle Häuser hellblau gestrichen sind und wie die Kleider der Frauen auszusehen haben.

Wie erwähnt ist Elektrizität verboten, ebenso Autos, Fernsehen, Radio und Telefone. Als die Mennoniten in den Sechziger Jahren in Belize siedelten, haben sie den Urwald noch mit der Axt gerodet. Doch die Mechanisierung hat auch Shipyard erreicht. Traktoren fanden Einzug in die Kolonie, allerdings dürfen sie keine Gummireifen haben. Die Traktoren in Shipyard haben Reifen. Sie haben ein Profil wie die bei uns gängigen Gummireifen und sehen auch genauso aus. Sie sind jedoch aus Stahl. Anhänger dürfen jedoch Gummiräder haben, da sie nicht maschinenbetrieben sind. Auch Fahrräder sind verboten. Diese Regeln sollen verhindern, dass Ausfahrten zum Vergnügen unternommen werden und die Jugend in die Städte fährt, wie mir Peter Enns, einer der sechs Prediger, erklärt. Ein Fahrrad besteigt man einfach und ist schnell von einem Ort zum anderen gefahren. Das Fahren mit einem Traktor mit Stahlreifen hingegen ist alles andere als ein Vergnügen, Horse and Buggy – wie erwähnt – auch nicht wirklich. Zudem benötigt man Zeit und Aufwand um das Pferd anzuspinnen. Somit sind Vergnügungsfahrten wohl eher unwahrscheinlich.

Wie erwähnt sind Telefone verboten. Doch auch hier Schummeln viele Altkolonier. Sie haben ein Handy, das immer auf Vibrationsalarm gestellt ist. Cornelius hat beispielsweise auch ein Handy. Ansonsten wäre es für ihn auch vermutlich unmöglich seine Geschäfte zu erledigen. Allerdings nimmt er nicht jeden Anruf an. Anrufe mit unbekannter Nummer werden nicht be-

antwortet, denn es könnte ja eine Falle sein. Vielleicht hat der Älteste oder einer der Prediger die Nummer herausbekommen und versucht ihn jetzt auf frischer Tat zu ertappen...

Eine andere Anekdote habe ich in Blue Creek gehört: Eine Frau aus Shipyard war zu Besuch und hat sich irgendwann gewunden, als würde sie gekitzelt. Nach einigen Minuten hat sie sich dann entschuldigt, ist in einen anderen Raum gegangen und hat mit ihrem versteckten Telefon telefoniert. Der Anrufer hatte offensichtlich etwas Dringendes zu besprechen...

Mein erster Abend in Shipyard ist idyllisch. Nach der Vaspa, dem Abendessen, setzte ich mich mit der Familie in die Hollywoodschaukel auf der Veranda. Batteriebetriebene Taschenlampen und Petroleumleuchten geben etwas Licht. Ansonsten ist es stockdunkel. Da die Häuser keine Elektrizität haben, geben sie auch nur wenig Licht ab. Die Straßen sind unbeleuchtet. Nur am Horizont sind die Lichter von Blue Creek und Orange Walk zu sehen. Der Sternenhimmel ist fantastisch. In Köln bin ich froh eine Handvoll Sterne zu sehen. Hier kann man unendlich viele Sterne am Himmel entdecken, die Milchstraße ist klar erkennbar.

Einer der Jungen holt eine Weltkugel und ich zeige, wo Deutschland liegt und wie ich nach Belize gereist bin. Um neun gehen wir ins Bett. Vorher muss ich aber all meinen Mut zusammennehmen und duschen. Da es keine Elektrizität gibt, ist die Dusche kalt. Das ist trotz tropischer Temperaturen wenig angenehm, vor allem da es abends doch recht kühl wird. Auch sonst sind die sanitären Anlagen eher spartanisch. Auf dem Hof steht ein Plumpsklo. Es sieht hübsch aus, es ist hellblau gestrichen und auf dem Boden liegt sogar ein kleiner Teppich. Zudem gibt es für die Kinder ein extra kleines Loch. Die Hände wäscht man sich auf der Veranda in einem Waschbecken.

Die Grillen zirpen als ich einschlafe. Der Morgen beginnt früh, ganz besonders für mich. Der Hahn des Nachbarn fängt um kurz vor fünf an zu krähen. Das Geräusch ist für mich ungewohnt und weckt mich auf. Einschlafen kann ich nicht mehr.

Spätestens um sechs werden die Kühe gemolken und das Vieh gefüttert. Erst dann bekommen die Menschen ihr Frühstück. Cornelius ist den Tag meist unterwegs, erledigt Geschäfte und sieht nach seinem Vieh auf der Ranch. Katharina kümmert sich währenddessen um den Haushalt.

Was mir besonders auffällt: Die Familie geht sehr liebevoll miteinander um. Die älteren Söhne kümmern sich liebevoll um den Kleinsten, Cornelius. Und auch mich nehmen sie freundlich auf. Ich und mein Lebensstil sind ihnen fremd. Als sie mich fragen, ob ich nicht Diana kenne, die käme auch aus Deutschland, antworte ich, dass ich sie leider nicht kenne, aber dass es 82 Millionen Menschen in Deutschland gibt. Das erstaunt sie. Zum Vergleich: Ganz Belize hat um die 300.000 Einwohner.

Sie wundern sich auch, dass ich mit Dutzenden anderer Menschen in einem Haus lebe und sind erstaunt, dass Köln eine Million Einwohner hat. Katharina und Cornelius würden gerne einmal nach Deutschland kommen. Sie waren schon in Mexiko, Kanada und Guatemala um Geschäfte zu erledigen oder Verwandte zu besuchen. Wie viele Mennoniten glauben sie auch, dass die mennonitischen Wurzeln in Deutschland liegen. Die meisten stammen aber tatsächlich aus Flandern und sind dann weitergezogen nach Preußen, heute Polen.

Ich verbringe auch einen Mittwoch bei Cornelius und seiner Familie. Mittwochs ist Schlachttag. Dienstagabends kommen die ersten Rancher aus Shipyard und Blue Creek und laden ihr Schlachtvieh im Hof ab. Die Rinder, Schweine und Schafe werden von den Anhängern auf die Waage getrieben. Sie ist am Eingang zur Weide angebracht. Cornelius notiert ihr Gewicht. Im Laufe des Abends werden rund 70 Tiere abgeliefert.

Am nächsten Morgen kommen früh die Schlachter und Arbeiter. Insgesamt beschäftigt Cornelius knapp ein Dutzend Helfer. Die Schlachter sind Mennoniten aus Shipyard. Die Arbeiter, die sich um die Schlachtabfälle und Innereien kümmern, stammen aus einem benachbarten belizianischen Dorf.

Es werden immer mehrere Tiere von der Weide in die Schlachtkammer getrieben. Das erste Tier wird in einen Käfig separiert, dort wird ihm mit einem Gewehr in den Kopf geschossen. Wenn das Tier aufgehört hat zu zucken, wird die Rückwand des Käfigs geöffnet, die zum Schlachthaus führt. Das Tier wird an seinen Hinterläufen aufgehängt und mit einer elektrischen Winde vom Boden gehoben. Dann wird ihm die Kehle durchgeschnitten. Das Blut fließt durch einen Abfluss nach draußen auf die Wiese, wo Hunderte Geier warten, angelockt vom Blutgeruch.

Nachdem das Tier ausgeblutet ist, wird es in eine Wanne gelegt und mit heißem Wasser übergossen. Mit einem Spaten entfernt dann einer der Schlachter die Borsten des Schweins, ein anderer erledigt mit einem Messer die Feinarbeit an den Füßen. Nachdem das Schwein so gesäubert wurde, wird es erneut an der Winde aufgehängt und mit einer Kettensäge zerteilt. Einer von Cornelius Söhnen schneidet die Organe und unerwünschte Fettschichten heraus. Die so präparierten Schweinehälften wandern dann ins Kühlhaus, wo sie am nächsten Morgen abtransportiert werden.

Einen Morgen nimmt Katharina sich Zeit und begleitet mich zur Schule des Camps, die nur wenige Meter entfernt von ihrem Haus liegt. Jedes Camp in Shipyard hat eine Schule. Die Mädchen besuchen sie im Alter von sechs bis zwölf, die Jungs von sechs bis dreizehn Jahren. Dabei geht die Schule nur sechs Monate im Jahr, meist von November bis März und im Sommer im Juli und August, da es dann wegen der Regenzeit eh nur wenig auf den Höfen zu tun gibt. Die Kinder werden von früh an in Haus- und Hofarbeit eingespannt. Die Jungen füttern die Tiere und lernen schon früh das Rei-

ten und mit dem Traktor umzugehen. Die Mädchen helfen den Müttern im Haushalt beim Waschen, Putzen und Kochen.

In der Schule lernen die Kinder dann Schreiben, Lesen und Rechnen. Die einzigen Bücher, die dabei benutzt werden sind eine Lesefibel, der Katechismus und die Bibel. Wenn sie die Fibel gelesen haben, starten sie mit dem Katechismus, danach kommt das Alte Testament und zum Schluss das Neue Testament. Die Unterrichtssprache ist Hochdeutsch. Somit lernen alle Kinder Hochdeutsch, doch wirklich gut sprechen weder Erwachsene noch Kinder die Sprache. Für mich war es teilweise sehr schwierig ihr Hochdeutsch zu verstehen. Biologie, Geografie oder Englisch werden nicht unterrichtet. Viele Männer sprechen jedoch Englisch oder auch Spanisch. Sie benötigen es, um Geschäfte außerhalb der Kolonie zu machen. Sie lernen die Sprachen aber nie in der Schule, es ist ein Learning by Doing.

Die Schule in Camp 2 ist ein kleines Holzhaus. Vor dem Unterricht spielen die Kinder – nach Geschlechtern getrennt – Fangen. Mein Besuch erzeugt viel Aufmerksamkeit. Der Lehrer, ein Mann um die Vierzig, erlaubt mir Fotos zu machen. Als die Kinder meine Kamera entdecken posieren sie für mich.

Die Schule besteht aus einem einzigen Klassenzimmer mit Reihen mit langen Bänken. Die Kinder kommen durch zwei Türen in den Raum, die Mädchen links, die Jungen rechts. Sie deponieren ihre Hüte in Fächern neben den Türen. Links sitzen die Mädchen, die Jungen rechts. Die jüngsten Schüler sitzen in den vorderen Reihen, die Älteren in den hinteren. Der Lehrer hat ein Pult auf einem kleinen Podest vor drei Tafeln. Derzeit gehen 30 Kinder im Camp 2 zur Schule.

Der Unterricht startet mit dem typischen Gesang der Altkolonier. Er ist schwer zu beschreiben. Dabei werden die Noten lange gehalten und Wörter extrem gezogen. Das Ganze hat keine Melodie oder Rhythmus, kein Instrument unterstützt die Sänger. Das angestimmte Lied war auf Hochdeutsch – ich habe trotzdem kein einziges Wort verstanden. Durch die Aussprache, aber vor allem durch diese Form des Gesangs ist es auch für Muttersprachler unmöglich etwas zu verstehen.

Danach gibt es eine Leseübung. Dabei stehen die Kinder reihum auf und lesen laut eine Textstelle vor. Abhängig von ihrem Alter beziehungsweise Fortschritt lesen sie aus dem Katechismus oder aus der Bibel. Währenddessen geht der Lehrer durch die Reihen oder setzt sich zu den Schülern und verbessert sie. Er hat kein Buch dabei, sondern scheint die Texte auswendig zu kennen. Auch beim Vorlesen verstehe ich wieder wenig – obwohl auch der Katechismus und die Bibel auf Hochdeutsch sind.

Als ich den Lehrer frage, ob ich auch im Unterricht Fotos machen darf, bittet er mich einen Moment zu warten. Er geht an sein Pult, setzt sich und schaut ernst seine Schüler an. Dann darf ich Fotos machen.

Der Unterricht ist allgemein gehalten und der Lehrer geht nicht speziell auf einzelne Schüler ein. Das Ganze ist für mich sehr ungewohnt und das laute Vorlesen der Texte trotz mangelnder Sprachkenntnisse scheint mir etwas unsinnig, doch die Kinder wissen genau was sie tun. Verstehen tun sie vermutlich aber nicht, was sie dort lesen.

Ich möchte Peter Enns treffen, einen der sechs Prediger von Shipyard, um von ihm zu erfahren, warum die Altkolonier so leben, wie sie leben. Da die Bewohner von Shipyard ja offiziell keine Telefone besitzen, sind Besuche immer recht spontan. Man fährt einfach auf gut Glück zu einer Person und wartet dann im Buggy im Hof bis jemand erscheint. Die Ankunft wird von den Hofhunden immer laut angekündigt. Das Warten im Buggy hat mehrere Gründe. Zum einen sind die Hofhunde in der Regel bissig und man will sich der Gefahr nicht aussetzen. Zum anderen möchte man dem potentiellen Gastgeber auch die Möglichkeit geben, so zu tun, als sei niemand zuhause, falls der Besuch unerwartet, unpassend oder unerwünscht ist.

Mein erster Versuch Peter Enns zu treffen ist dann auch prompt erfolglos. Er ist unterwegs und inspiziert die Schulen. Ich versuche es abends noch einmal und habe mehr Erfolg.

Das Predigerehepaar hebt sich deutlich von den restlichen Bewohnern Shipyards ab. Beide sind komplett in Schwarz gekleidet. Während die Männer normalerweise helle Hemden zu schwarzen Hosen tragen, trägt Peter Enns ein schwarzes Hemd und hat, wenn er ausgeht, auch einen schwarzen Hut auf statt eines hellen Cowboyhuts. Seine Frau trägt ein schwarzes Kleid, während die anderen Frauen zwar dunkle, aber farbige Kleider wählen. Oft sind diese Kleider auch nicht einfarbig, sondern haben Blumenmuster – wenn auch in eher gedeckten Farben.

Ich frage Peter Enns, warum die Altkolonier alles Moderne ablehnen. Man habe das so gelernt von den Vorvätern, erklärt er mir. Man wolle die Traditionen weiterleben lassen. „Wir führen ein zurückhaltendes Leben.“ Um dies zu schützen, seien Dinge verboten, die sie in Kontakt mit der restlichen Welt bringen, wie Telefone, Fernseher oder Computer. Zudem habe Jesus ein entbehrungsreiches Leben geführt. „Warum sollten wir besser leben als Jesus?“

Ich habe ja in Blue Creek davon gehört, dass es in Shipyard ein angebliches Alkoholproblem gibt. Ich frage also nach. Ja, man dürfe Alkohol trinken, aber sich nicht betrinken. Alkoholiker gebe es schon, „aber nur sehr wenige“. Auch das Rauchen sei nicht verboten, wäre aber unerwünscht, klärt der Prediger mich auf. Ob es ein Problem mit Alkohol gebe, frage ich weiter. „Nein.“

Wie es mit dem Lesen in der Bibel sei, möchte ich wissen. Aus Blue Creek kenne ich die sonntägliche Bibelstunde. Auch Abes Familie hat täglich in der Bibel gelesen und auch oft darüber diskutiert. „Das machen wir

nicht“, antwortet Peter Enns kurz. Ist es verboten, will ich wissen. Er lächelt etwas spöttisch. „Nein, aber wir machen es einfach nicht. Jeder kann für sich zuhause die Bibel lesen, aber wir machen das nicht gemeinschaftlich.“

Ob es den Kindern erlaubt sei Ball zu spielen, will ich als Nächstes wissen. „Natürlich ist es erlaubt, die Kinder dürfen gerne spielen“, antwortet er. Allerdings seien keine organisierten Spiele wie Volleyballspiele erlaubt. „Wir wollen den Kindern nicht zu sehr der Welt anheim geben.“

Da Fernsehen und Radio verboten sind, interessiere ich mich für die Freizeitgestaltung in Shipyard. Was machen die Leute denn beispielsweise sonntags nach dem Gottesdienst wenn die Arbeit in Haus und Hof erledigt ist? „Sie fahren Verwandte besuchen oder bleiben einfach zuhause“, gibt Peter Enns zur Antwort. Nun ja, das klingt wenig aufregend...

Im Gegensatz zu meinen restlichen Gesprächspartnern ist Peter Enns nicht sehr aufgeschlossen und mitteilhaft. Bisher war es immer so, dass ich interessiert empfangen wurde, die Leute gerne erzählten und sich auch für mich und das Leben in Deutschland interessierten. Peter Enns hingegen beantwortet meine Fragen knapp und lässt das Gespräch immer wieder verebben. Teilweise sitzen wir uns mehrere Minuten schweigend gegenüber. Ich bin mit Cornelius und Katharina bei ihm erschienen („Wir wollen gerne hören, was er Dir antwortet.“) und schiele immer wieder zu ihnen, ob es denn Zeit wäre zu gehen. Aber sie bleiben sitzen und machen keine Anstalten zu gehen. Das Ticken der Wanduhr (Ich: „Eine ähnliche Uhr haben meine Großeltern auch.“ Enns: „Die wurde aber in China hergestellt.“) ist das einzige Geräusch während wir uns gegenüber sitzen.

Der Prediger überrascht mich allerdings mit seiner Bildung. Mir ist es bei meinen Gesprächen mit sowohl modernen als auch traditionellen Mennoniten immer wieder passiert, dass sie Dinge – die ich für selbstverständlich hielt – nicht wussten. Mal verwechselte jemand Mohammed mit Allah, dann wussten sie nicht, dass auch andere Christen die Bibel benutzen oder dass auch Juden und Moslems nur einen Gott anbeten.

Peter Enns weiß beispielsweise genau Bescheid über Friedrich den Großen und den Ersten und Zweiten Weltkrieg. Doch als es um die neuere deutsche Geschichte geht – wer zum Beispiel gerade Bundeskanzler ist – muss er passen. Die Erklärung: Er hat ein Lexikon der Deutschen Geschichte, allerdings aus dem Jahr 1978.

Irgendwann räuspert sich der Prediger. Es sei schon spät. Das ist für Katharina und Cornelius das Zeichen aufzubrechen. Zum Abschied schenkt er mir ein Büchlein aus dem Jahr 1969, das den Lebensstil der Altkolonier erklärt. Dort heißt es: „Räumt sich das mit unsern Wandel, daß wir uns die moderne Fahrzeuge wie die Welt sie brauchen und uns die auch anbieten, daß das annähmen?--- So schön eingerichtet alles nach der Welt Mode? Und

dann stellen wir uns vor, Christus trägt oder schleppt sein Kreuz und wir fahren ihm mit unsere moderne eingerichtete Fahrzeuge vorbei oder hinteran. Ist das das Bild was Petrus damit meint wenn er sagt: daß Christus für uns gelitten hat und uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seine Fußstapfen. Oder was meint das wenn Jesus sagt: Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. [sic]“ Zudem schreibt er mir seine Adresse auf. Ich solle ihm schreiben, er würde sich über Post freuen.

Ich empfinde den Glauben in Shipyard als etwas sehr mechanisches. Bei meinen Gesprächen in Blue Creek war ich immer überrascht und fasziniert mit welcher Begeisterung und Inbrunst die Mennoniten ihren Glauben und ihre Ansichten vertreten und verteidigen. Ich wurde mehrfach gefragt, ob ich auch Mennonitin bin und ob ich an Gott glaube. Sei es mit Abe und seiner Familie oder Lies, wo ich gewohnt habe, oder mit anderen Leuten, die ich getroffen habe und mit denen ich ins Gespräch gekommen bin, Glaube und Religion waren ein selbstverständliches Thema. In Shipyard kam das Thema nicht auf. Nur im Gespräch mit Peter Enns hat er mich kurz gefragt welcher Religion ich angehöre. Wir vertieften das Thema dann aber auch nicht weiter.

Im Gegensatz zu Blue Creek, wo vor dem Essen immer ein lautes Tischgebet gesprochen wurde, beten Cornelius und seine Familie sowohl vor als auch nach der Mahlzeit, allerdings stumm und jeder für sich. Abgesehen davon, dass ihr Glaube die Grundlage für ihren Lebensstil ist, erlebe ich wenig Religiöses in Shipyard.

Auch empfinde ich den Umgang der Bewohner untereinander als etwas merkwürdig. Ich war ganz fasziniert, dass sich alle Leute in Blue Creek grüßen. Wenn man sich im Auto auf der Straße begegnet, grüßt man sich. Als ich einmal mit Abes Truck unterwegs war, wurde ich auch von allen angewunken.

Shipyard ist eine so feste Gemeinschaft, die Menschen fahren in offenen Kutschen, da sollte es doch eigentlich noch persönlicher zugehen, dachte ich. Doch habe ich es nicht erlebt, dass sich die Menschen auf der Straße grüßen. An meinem letzten Morgen, an dem mich Katharina zu meiner Mitfahrgelegenheit nach Spanish Lookout fährt, passieren wir die Kutsche eines der Schlachtgehilfen ihres Mannes, also jemanden von dem ich mit Sicherheit weiß, dass sie sich kennen. Und wieder grüßen sie sich nicht. Sie nicken sich nicht einmal zu.

9. Spanish Lookout – Verschiedene Kirchen, ein Glaube

Spanish Lookout liegt am Western Highway zwischen der Hauptstadt Belmopan und San Ignacio, der Hauptstadt der Provinz Cayo. Am Highway rei-

hen sich baufällige Holz- und Blechhütten aneinander. Viele Dächer sind notdürftig mit Plane oder Plastiktüten geflickt. Hinter den Häusern stapelt sich Schrott. An lose zusammengeschusterten Ständen verkaufen Belizianer Obst und Gemüse. Überall liegt Müll, den die Insassen der Busse aus dem Fenster werfen. Ein krasser Kontrast ist dagegen Spanish Lookout, nur sieben Meilen vom Highway entfernt: Eine breite Asphaltstraße durchzieht die Siedlung, die Straßenränder sind sauber, das Gras gestutzt, glasverkleidete Gebäude schimmern in der Sonne. Man kann Spanish Lookout durchaus als das ökonomische Zentrum Belizes bezeichnen. Hier werden Lebensmittel produziert, es gibt Autohändler, Reifenläden, viele Geschäfte. Wenn man in der Kolonie ankommt fühlt man sich in den Mittleren Westen der USA versetzt – wenn man mal von den Palmen absieht. Spanish Lookout hat im Gegensatz zu den anderen Mennonitenkolonien einen Kern, den man als Ortszentrum bezeichnen könnte – mit einer Eisdielen, einem Supermarkt, Restaurants und diversen Geschäften. Im Ort gibt es sogar eine große Tankstelle und einen Ableger der kanadischen Scotia Bank, die es sonst nur in den Provinzhauptstädten gibt.

Die Straßen in Spanish Lookout sind asphaltiert, was bis auf die Highways in Belize, eher eine Seltenheit ist. Doch dafür ist nicht die belizianische Regierung verantwortlich. Die Mennoniten sorgen für ihre eigene Infrastruktur und den Ausbau ihrer Kolonie.

Durch die fortwährende Verbesserung der Infrastruktur kam es auch zu einer Verbesserung der Produktion. Hühnerfarmer profitieren beispielsweise davon, dass die Futtermühle nun das Futter zum Hof liefert. Die Hatcherie stellt den Bauern Küken zur Verfügung, die sechs Wochen später von Quality Poultry Products zum Schlachten abgeholt werden. So werden wöchentlich 80.000 Hühner geschlachtet und nach ganz Belize verkauft. Die Arbeitsabläufe haben sich stark vereinfacht, so dass die Hühnerfarmer heute mehr Zeit haben sich anderen Aktivitäten zu widmen. Viele betreiben zusätzlich noch Werkzeugläden oder Baufirmen.

Lieferten Bauern früher noch ihre Milch in Eimern an der Molkerei ab, so hat auch hier der technologische Wandel Einzug gehalten. Mittlerweile werden die Kühe auch maschinell gemolken, ein LKW sammelt die Milch dann ein und liefert sie an Western Dairies. Auch Bauern aus belizianischen Dörfern beteiligen sich an diesem System. Western Dairies produziert Milchprodukte, Käse und Eiscreme, die in ganz Belize verkauft werden.

Dieser wirtschaftliche Wandel hat auch zu einem gesellschaftlichen Wandel geführt. Die Bewohner hatten sich – wie alle Mennoniten – von der restlichen Welt abgesondert. Es gab so etwas wie ein Wir-und-die-Anderen-Denken. Doch durch die wirtschaftliche Öffnung kam es auch zu einer gesellschaftlichen Öffnung. Viele Leute von außerhalb kaufen im lokalen Su-

permarkt ein, der einer der größten in Belize ist. Andere lassen ihre Autos reparieren oder gehen Eis essen in der Eisdielen. Durch diese Entwicklung verliert das Plattdeutsch immer mehr an Bedeutung und viele Mennoniten sprechen untereinander auch Englisch und auch die offizielle Schulsprache ist Englisch. Allerdings sind die Gottesdienste noch immer größtenteils auf Plattdeutsch und in den meisten Familien überwiegt das alte Deutsch. Doch gerade bei jungen Leuten ist der Wandel der Sprache feststellbar.

Spanish Lookout zählt zu den ersten Siedlungen der Mennoniten in Belize. Die ursprünglichen Siedler waren 680 Mitglieder der Kleinen Gemeinde, die hier 1958 ankamen (Siehe auch 6. Blue Creek). Heute hat die Kolonie knapp 2.000 Einwohner.

Als die Mitglieder der Kleinen Gemeinde 1958 in Belize ankamen, waren sie eine homogene Gruppe mit gleichen Werten und Normen. Dies hat sich im Laufe der Zeit geändert. Zum einen haben die fortwährende Migration und der Kontakt mit Verwandten und Freunden in Kanada, den USA und Mexiko für neue Einflüsse gesorgt. Zudem haben auch andere Mennoniten-Kirchen in Spanish Lookout Gemeinden gegründet. Es gibt Niederlassungen der EMMC-Kirche (wie in Blue Creek), Fountain of Life, Eagle's Rock und Amazing Grace in Spanish Lookout.

Im Laufe der Jahre wurden einige Gemeindemitglieder unzufrieden mit der Kleinen Gemeinde. Sie bemängelten die Regeln und die Interpretation der Bibel. Der Dialog zwischen den Kirchen ist eher schwierig. Die „Aussteiger“ wollten freier in ihren Entscheidungen sein, während die Kleine Gemeinde glaubt, dass enge Regeln den Zusammenhalt der Gemeinde fundieren. Trotz der Entstehung anderer Kirchen ist die Kleine Gemeinde noch immer die stärkste Kraft in Spanish Lookout.

Als Mitglied der Kleinen Gemeinde sind die Menschen nicht nur Teil einer Kirchengemeinde, sondern auch eines sozialen und finanziellen Netzwerks, das Sicherheit gibt. Es funktioniert unabhängig vom staatlichen belizianischen System. Spanish Lookout hat sein eigenes Steuersystem und ein eigenes Elektrizitätswerk. Verschiedene Komitees wie das Schulkomitee sorgen für einen problemlosen Ablauf in der Gemeinde.

Die Mennoniten haben noch immer soziale und auch wirtschaftliche Verbindungen mit den anderen Kolonien in Kanada, den USA und Mexiko. Nicht nur moderne Maschinen werden so weitergegeben, auch neue Ideen und religiöse Veränderungen werden so zwischen den Ländern ausgetauscht. Somit ist die Kleine Gemeinde in Spanish Lookout konstant Einflüssen von außen preisgegeben. Obwohl die Kleine Gemeinde als konservative Kirche gegründet wurde, ist sie in Belize eine der modernen Mennoniten-Kirchen. Die Häuser sind mit Elektrogeräten ausgestattet, viele Menschen sind bei Facebook angemeldet, die lokale Eisdielen bietet kostenloses WLAN an. Doch

noch immer sind vor allem die Frauen äußerlich sofort unterscheidbar von Mitgliedern der anderen moderneren Mennoniten-Kirchen in Spanish Lookout. Die Frauen tragen ihre Haare noch immer hochgesteckt unter einem Kopftuch und verzichten auch nicht auf die traditionellen Blumenkleider. Männer tragen lange Hosen und lang- oder kurzärmelige Hemden.

Die Gemeinde wird von Bischöfen, Priestern und Diakonen geleitet. Diese Führer sind die Wächter der religiösen Werte. Bischöfe überwachen die Arbeit der Priester und Diakone in den Kirchen, während die Priester die Gottesdienste, Hochzeiten und Beerdigungen abhalten. Die Diakone kümmern sich um die soziale Sicherung der Gemeindemitglieder. Formal wird man mit der Taufe Mitglied der Gemeinde. Diese findet meist im Alter zwischen 15 und 20 statt.

Der Gottesdienst in den Kleinen Gemeinden unterscheidet sich stark von denen der anderen Kirchen. Männer und Frauen sitzen getrennt, es gibt keine Musikinstrumente, die die Gesänge unterstützen und die meisten Lieder sind auf Hochdeutsch. Es gibt vier Kleine-Gemeinde-Kirchen in Spanish Lookout, wovon eine um die 1.000 Menschen unterbringen kann. In dieser Kirche finden auch die Beerdigungen der EMMC-Kirche statt. Auch werden alle Bewohner von Spanish Lookout auf einem gemeinsamen Friedhof beerdigt.

Wenn Paare, die unterschiedlichen Kirchen angehören, heiraten wollen, so tritt in der Regel einer der Partner der Gemeinde des Anderen bei. Hochzeiten von EMMC-Mitgliedern finden in der EMMC-Kirche statt, die der Kleinen Gemeinde in einer deren Kirchen.

Im Gespräch mit Peter, einem der Pastoren der Kleinen Gemeinde, komme ich auf das Zusammenleben von Mennoniten und Belizianern zu Sprechen. Der Unterschied zwischen dem sauberen, wohlhabenden Spanish Lookout und den umliegenden belizianischen Siedlungen ist enorm. Doch trotzdem schließen die Leute in Spanish Lookout ihre Autos nicht ab, denn Diebstahl ist selten. Andererseits kommt es immer wieder zu Einbrüchen. Daher haben viele Häuser Gitter vor den Fenstern. Ob Peter da denn kein Konfliktpotential sehen würde, frage ich. Das Zusammenleben sei harmonisch, erklärt mir der Pastor. „Viele Belizianer aus den umliegenden Dörfern finden in Spanish Lookout Arbeit in der Molkerei, den Schlachtereien oder den vielen Geschäften und Werkstätten.“ Die Mennoniten zahlen gute Löhne und die Belizianer können sich Autos und Motorräder kaufen – eine Seltenheit in Belize, wo die meisten auf die öffentlichen Busse oder das Trampen angewiesen sind.

Arthur, ehemaliger Pastor der Kleinen Gemeinde und Peters Schwiegervater, widerspricht ihm. Er macht sich Sorgen um Spanish Lookout, denn die Kolonie wird immer reicher, während der Rest von Belize auf der Stel-

le tritt. „Es gibt viel Neid wegen unseres wirtschaftlichen Erfolges“, erklärt mir Arthur.

Peter ist da anderer Ansicht. „Unsere Nachbarn kommen oft aus Guatemala und Honduras, die kennen echte Armut und kennen den goldenen Weg: Wer essen will, muss arbeiten. Sie sind sehr arbeitsorientiert und arbeiten hart.“ Das Problem sieht er eher bei den schwarzen Belizianern. „Sie haben immer noch eine Master-Sklaven-Mentalität und erwarten, dass sie von oben versorgt werden.“ Doch zu Gewalttätigkeiten sei es nie gekommen und werde es auch nicht kommen, ist sich Peter sicher. Die Mennoniten der Kleinen Gemeinde sind weiterhin Pazifisten und lehnen Gewalt ab. „Es ist falsch einen Sünder einfach in die Hölle zu schicken ohne ihm die Chance zu geben, den Himmel zu erreichen“, erklärt Peter Reimer. „Wenn Du Jesus als Deinen Retter akzeptiert hast, dann ist es möglich menschlich zu sein.“ Denn schon die Bibel lehre, man solle seinen Gegnern helfen und sie nicht vernichten.

Die Mitglieder der Kleinen Gemeinde benutzen Elektrizität und Telefone, Fernseher gibt es aber selten. Viele verfügen über einen Internetzugang, denn das erleichtert die Kommunikation mit Verwandten und Bekannten. Doch das birgt auch Risiken. „Im Internet gibt es viele Risiken, wie Pornografie.“ Das Internet bietet gute Möglichkeiten wie Kommunikation oder Information, aber man sollte vorsichtig sein. Er selbst lässt seine Kinder unter Aufsicht ins Internet.

Die Trennung nach Geschlechtern in der Kirche ist eine Tradition, über die nie diskutiert wurde. Für Arthur ist es auch logisch: „Wenn wir gemischt sitzen würden, interessierten sich die Jugendlichen mehr für einander als für die Predigt!“

An meinem letzten Abend in Spanish Lookout fahre ich wie versprochen zu Abes Schwester Lisa um weiter mit ihr und ihrem Mann Pancho über Gott und den Teufel zu sprechen. Panchos Bruder und zwei Nachbarn sind auch anwesend und zu fünf reden sie auf mich ein. Warum ich nicht an Gott glauben würde? Aber was wäre dann mit dem Teufel? Wie könnte ich nicht an den Teufel glauben? In der Bibel stehe doch explizit, dass es ihn gibt. „Die Hölle ist schrecklich. Das Höllenfeuer brennt sieben Mal heißer als normales Feuer und Du wirst in Ewigkeit brennen und von Würmern zerfressen werden“, versucht mich Lisa zu bekehren. Zwei Stunden diskutieren wir im Hof während die Sonne langsam untergeht. Einer der Nachbarn erzählt, wie er vor einigen Jahren im Krankenhaus im Sterben lag und die Ärzte ihm keine Chance mehr gaben. Da sei ihm Gott erschienen und er wäre wieder gesund geworden. Keiner der Ärzte hätte das erklären können, er aber wisse, dass Gott ihn geheilt habe. Letztendlich verspreche ich den Fünf, nach meiner Rückkehr nach Deutschland, Bibelpassagen, die sie mir

aufgeschrieben haben, nachzulesen und ihnen anschließend meine Meinung dazu zu schreiben.

Der andere Nachbar, Isaac, erzählt mir wie er und seine Frau Anna vor einigen Jahren aus Shipyard nach Spanish Lookout gekommen sind. Für sie sei der Glaube bei den Altkoloniern nie tief genug gegangen und sie wollten etwas über Jesus lernen. Doch die Prediger hätten ihnen gesagt, dass es für sie als einfache Leute nicht wichtig sei. Sie sollten in die Kirche gehen, dort zuhören und der Ordnung folgen. Das war den Beiden nicht genug und gemeinsam mit anderen Ehepaaren starteten sie eine Bibelgruppe, die sich reihum und unregelmäßig traf. Die Prediger erfuhren von den Treffen und verboten der Gruppe mehrfach, sich zu treffen.

An einem Sonntag beim Gottesdienst rief einer der Prediger alle Sünder auf, die heimlich rauchen und trinken. Wenn sie nun bereuen, würden sie trotzdem die Heilige Kommunion erhalten. „Aber die, die heimlich die Bibel lesen, Ihr erhaltet sie nicht“, so der Prediger. Isaac war schockiert. „Du kannst ein Handy haben, in die Nachbarorte fahren und trinken und rauchen – solange Du es heimlich machst“, sagt Isaac. Die äußerliche Konformität sei wichtiger als die innerliche Einstellung. „Das ist für mich nicht hinnehmbar.“ Zwei Jahre gingen die mehr oder weniger heimlichen Bibelstunden weiter. Dann kam es zum Eklat: Die Prediger riefen ihn und seine Mitstreiter auf, zu büßen und zu bereuen. Als Isaac sagte, er sei bereit für alles zu büßen, wenn er gegen die Bibel verstoßen habe, wurden die Prediger wütend und exkommunizierten und verstießen ihn und seine Familie.

Sieben harte Jahre folgten, in denen Isaac täglich nach Blue Creek fahren musste um dort zu arbeiten, da er von allen in Shipyard geschnitten wurde. Vor einigen Jahren entschlossen er und Anna sich dann, nach Spanish Lookout umzuziehen.

10. Lower Barton Creek – Ein Leben ohne jede Technik

Bisher hatte ich in den Mennonitenkolonien immer Kontaktpersonen und Ansprechpartner, die mich aufgenommen haben und mich in die Gemeinde eingeführt haben. Barton Creek ist da anders. In Springfield und Barton Creek leben die Amish. Sie sind eine Abspaltung der Mennoniten und gehen auf Jakob Ammann zurück, der sich im 17. Jahrhundert mit dem Ältesten seiner Gemeinde über die Frage stritt, wer in den Himmel käme. Während der Täuferbewegungen halfen viele Nicht-Mennoniten den Wiedertäufern, die verfolgt wurden und retteten ihnen so das Leben. Während die Prediger der Meinung waren, dass diese so genannten „Treuerzigen“ auch gerettet werden würden, obwohl sie nicht dem „wahren Glauben“ angehörten,

war Ammann hingegen der Überzeugung, dass nur die wahren Gläubigen in den Himmeln kommen und forderte eine Konvertierung der „Treuherzigen“ zum Mennonitentum mit allen Konsequenzen. Denn Zweifler würden „diese Welt eben doch noch mehr lieb haben als den Herrn“ statt „das Kreuz auf sich nehmen wie das Vorbild“. Daher könnten sie keine Gnade erwarten.

Weitere Streitpunkte waren zudem die Kleiderordnung und Gesichtsbehaarung der Männer, die Ammann entsprechend der Bibel und des Bekenntnisses von 1632 streng auslegen wollte. Letztendlich endete der Streit in einer Spaltung zwischen den Mennoniten und den „ammannschen Leuten“.

Der Großteil der Amish wanderte um 1720 nach Pennsylvania, USA, aus um der Verfolgung in Europa zu entgehen. Noch heute leben mehrere 10.000 Amish in den USA, vorwiegend in Pennsylvania.

Die Amish in Barton Creek stammen zum größten Teil aus den anderen Siedlungen Spanish Lookout und Shipyard in Belize. Einigen konservativen Familien wurden die Mennoniten dort durch moderne Technik und Alkohol zu weltlich und sie wollten sich auf das einfache Leben zurückbesinnen. 1968 zogen die ersten drei Familien in den Dschungel von Barton Creek. In den Siebziger Jahren folgten immer weitere Familien, so dass aufgrund der Landknappheit 1995 eine neue Amish-Gemeinde in Springfield gegründet wurde.

Barton Creek gilt wie Shipyard als traditionelle Kolonie, doch anders als in Shipyard schummeln die Amish nicht. Sie haben überhaupt keine Elektrizität und benutzen keine Telefone. Das heißt, wenn man sie besuchen möchte, kann man sich vorher nicht anmelden, sondern fährt einfach hin.

Alle Mennoniten mit denen ich in Spanish Lookout über Barton Creek gesprochen habe, versicherten mir, dass die Leute dort sehr gastfreundlich wären und ich bestimmt gut aufgenommen werden würde. Darauf verlasse ich mich, denn der Plan ist, auf dem Markt in der Provinzhauptstadt San Ignacio einen Mann aus Barton Creek anzusprechen, ob er mich mit in die Kolonie nimmt. Sie sind leicht erkennbar: Die Männer rasieren sich in ihrem ganzen Leben nicht. Viele jüngere Männer haben einen leichten Fusselbart, die älteren dann einen, der ihnen auf die Brust reicht. Die Männer tragen dunkle Hemden in lila, braun, blau oder grau und dazu schwarze Hosen mit Hosenträgern. Die Hosen schließen nur mit Knöpfen, Reißverschlüsse lehnen sie ab – sie sind zu modern. Die Frauen tragen weite, knöchellange Kleider in gedeckten Farben. Darüber tragen sie schwarze Schürzen. Die Haare lassen sie sich, wie die Frauen der Kleinen Gemeinde und in Shipyard, wachsen und stecken sie unter einem schwarzen Kopftuch hoch.

Die Amish leben weitestgehend autonom und abgeschieden in ihren Kolonien. Sie bauen ihre Lebensmittel größtenteils selbst an und verdienen etwas Geld, indem sie Obst und Gemüse wie Wassermelonen und Kohl in den

großen Städten verkaufen. Ich spekuliere also darauf, dass auch an diesem Samstag Amish auf dem Markt in San Ignacio ihre Waren anbieten.

Nach einiger Suche werde ich auch prompt fündig. Ein hagerer Mann mit Strohhut, Bart und Hosenträgern verhandelt mit einigen Belizianern. Ich spreche ihn auf Englisch an und erzähle meine Geschichte: Ich sei aus Deutschland und wolle mehr über die Amish lernen. Ob ich ihn nach Barton Creek begleiten dürfte. Franz schaut skeptisch, willigt dann jedoch ein, mich mit nach Lower Barton Creek zu nehmen. Er sagt aber, dass er keinen Platz für mich hat. Er habe viele kleine Kinder und seine Frau sei krank. Er werde aber bestimmt einen Platz für mich finden. Ich verabschiede mich also von Frieda, bei der ich in Spanish Lookout gewohnt habe und die mich auf den Markt gefahren hat und folge Franz, als er seine Besorgungen in der Stadt erledigt hat.

In Barton Creek sind Kühe und Pferde erkrankt. Die belizianische Regierung befürchtet, dass es die Maul- und Klauenseuche ist. Daher dürfen die Amish derzeit die Kolonien nicht mit ihren Buggys verlassen. Wir fahren also nicht mit der Kutsche nach Barton Creek, sondern nehmen den Bus, der uns an der Kreuzung nach Barton Creek rauslässt. Dort warten schon zwei andere Männer aus der Kolonie. Gemeinsam beschließen die drei nicht nach Lower Barton Creek zu laufen – das wären sieben Meilen in der prallen Sonne über eine holprige Schotterpiste – sondern Ernesto, einen Belizianer, der hier an der Kreuzung wohnt, zu bitten, sie zu fahren.

Die drei Männer steigen auf die Ladefläche des uralten Pickups, mir überlassen sie den Sitz neben Ernesto. Ernesto ist 72 Jahre alt und ziemlich zahlos. Ich komme auf der Fahrt mit ihm ins Gespräch. Er erzählt, dass er die Amish aus Barton Creek öfters fährt, wenn sie schwere Lasten wie Futtermittel transportieren müssen oder sie aus irgendwelchen Gründen nicht mit ihren Kutschen fahren können. „Es sind gute Menschen, hart arbeitend und sehr religiös.“ Unterwegs wird der Pickup mehrfach von Männern angehalten, die mit Ernesto Termine ausmachen, wann er sie fahren kann. Ohne Telefon muss man halt jede Gelegenheit nutzen.

Lower Barton Creek besteht aus rund 45 Familien mit insgesamt ca. 400 Menschen. Es liegt in den hügeligen Tälern nahe am Naturschutzgebiet Mountain Pine Ridge. Wie auch in den anderen Kolonien wurde der Urwald gerodet, Weiden und Felder sind entstanden. Doch die Vegetation hier ist üppiger, der Urwald präsenter. Während in Blue Creek, Shipyard und Spanish Lookout die Wege schnurgerade verlaufen und auch die Wegränder gerodet sind, fährt man in Lower Barton Creek auch durch kleine Wäldchen oder Gestrüpp.

Wir halten an der Einfahrt zum Haus der Familie Braun, Verwandten von Franz. Er geht ins Haus und fragt nach, ob ich bei der Familie bleiben kann.

Die Familie erklärt sich bereit und ich hab eine Unterkunft in Lower Barton Creek. Die Familie besteht aus der Mutter Susanna und ihren drei Kindern Eva, 25, Isaac, 21, und Jacob, 18. Wir sprechen Hochdeutsch: sie selbst sprechen wie fast alle Mennoniten Plattdeutsch miteinander, haben aber in der Schule Hochdeutsch gelernt. Ihr Deutsch ist im Gegensatz zu Shipyard gut verständlich, wenn auch sehr antiquiert.

Die Familie baut Kartoffeln an und hält Rinder, Hühner und Kaninchen. Der Vater hat die Familie und die Kolonie verlassen bevor Jacob geboren wurde und lebt nun in Spanish Lookout. „Er meinte, man könne kein Geld verdienen ohne Maschinen zu benutzen“, erklärt mir Eva. Die Entscheidung habe ihm aber kein Glück gebracht, erzählt sie weiter. Er habe versucht eine Hühnerfarm zu betreiben und viel Geld verloren. „Jetzt geht es ihm schlechter als zuvor.“ Die Familie hat den Kontakt abgebrochen, der Vater hat erneut geheiratet – was nach der Tradition aller Mennoniten, Amish wie Kleine Gemeinde, nicht möglich ist.

Das Haus der Familie ist spartanisch. Ich dachte, dass das Leben in Shipyard sehr einfach sei. Doch es erscheint mir nahezu luxuriös im Vergleich zu Barton Creek. Es gibt keinerlei Elektrizität oder Gas. Der Herd wird mit Kohlen befeuert, die Wäsche wird mit der Hand und einem Waschbrett oder einer Waschtrommel gewaschen. Es gibt keinen Kühlschrank. „Wir melken zweimal am Tag, dann gibt es Milch“, erklärt Eva. Kühlen kann man nichts, was gerade bei Milchprodukten und Fleisch ein Problem ist. Entweder es wird eingekocht oder sofort gegessen.

Das Haus ist aus unbehandeltem Holz, das mittlerweile gräulich geworden ist. Die Wände innen sind blank und unbearbeitet. In den Fenstern gibt es kein Glas, sondern Metallblenden, die geöffnet werden können. Auf dem Hof steht ein Plumpsklo, das mich leicht sehnsüchtig werden lässt nach dem farbenfrohen, gepflegten Plumpsklo in Shipyard. Es gibt auch kein fließendes Wasser. Im Hof steht eine große Tonne mit Regenwasser, das zum Trinken und Waschen genutzt wird. Somit gibt es auch keine Dusche. Es gibt einen Waschraum mit einer Schüssel kaltem Wasser und einem Becher zum Abgießen. Das ist selbst in den Tropen kein Vergnügen.

Abends geht es früh ins Bett. Um neun zeigt mir Eva mein Bett und reicht mir einen Nachtopf. Ich sollte abends nicht auf den Hof gehen. Die Hunde würden freigelassen. Es würde immer wieder zu Diebstählen kommen, erklärt sie mir. Ich schlafe ein zum Zirpen der Grillen und dem Quaken der Frösche. Der Tag beginnt früh. Wie auch in Shipyard wecken mich die Hähne mit ihrem Krähen um halb fünf. Gegen fünf steht die Familie auch auf. Die Tiere werden zuerst versorgt, dann gibt es Frühstück.

Als ich frage, ob ich Fotos machen darf, verneint Eva. „Wir lieben es nicht.“ Es gibt nur ein einziges Bild von ihr. Es klebt in ihrem Reisepass.

Warum das so sei, kann sie mir nicht wirklich erklären. „Das ist die Regel. Aber wir können meinen Onkel fragen, der ist Diakon.“

Warum die Männer denn Bärte tragen, will ich wissen. „Männer sollen nicht wie Frauen aussehen, wenn sie sich aber rasieren, tun sie das“, erklärt mir Eva. Außerdem habe Jesus angefangen Bart zu tragen. Ich werfe ein, dass damals die Römer im Heiligen Land herrschten und die haben sich rasiert. Ich frage sie, wie sie sich Jesus vorstellt, ob er dunkelhäutig gewesen sei. Die Frage überrascht sie. „Darüber habe ich noch nie nachgedacht.“

Eva will mir die Kolonie zeigen und spannt das Pferd vor den Buggy. Er sieht ähnlich aus wie die Buggys in Shipyard, doch die Kutsche ist genau wie die Häuser unlackiert und leicht gräulich. Anders als in Shipyard hat die Kutsche ein Bremspedal und – was ich zu schätzen weiß – eine Plastikscheibe, die nach Bedarf wie eine Windschutzscheibe heruntergeklappt werden kann, falls der Weg zu staubig ist. Zudem hängen die Amish Sturmlampen an ihre Kutschen bei Fahrten im Dunkeln.

Wir fahren durch die Kolonie, Eva zeigt mir den kleinen Fluss aus dem sie ihr Trinkwasser beziehen, wir sammeln frische Kräuter für die Kaninchen und fahren schließlich beim Apotheker vorbei, wo Eva ihre Medizin abholen will.

Eva ist bereits 25 und unverheiratet – ungewöhnlich für eine Amish. Sie erklärt mir, dass ihr Kopf krank ist und dass sie derzeit Medikamente benutzt, die in der Schwangerschaft den Embryo schädigen könnten. Da die Amish Verhütungsmittel ablehnen, warten sie und ihr Verlobter Franz bis sie die Medikamente absetzen kann. Ich schaue mir ihre Medikamente einmal an: Es sind Antidepressiva, Eva wird wohl wegen Depressionen in Behandlung sein.

Die Apotheke ist ein Zimmer im Erdgeschoss eines Wohnhauses. Ich bin beeindruckt vom Sortiment an Nahrungsergänzungsmitteln. Peter, der Apotheker, erklärt mir, dass viele Menschen in der Kolonie Mangelerscheinungen hätten und deshalb die Präparate nehmen müssten.

Man sollte denken, dass die Mennoniten als Bauern, die ihr eigenes Essen anbauen, gesund leben. Allerdings ist mir eine Sache in allen Kolonien aufgefallen: Die Mennoniten lieben Süßes und Fettiges. In der traditionellen Kolonie in Shipyard gab es im Laden eine Riesenauswahl an Süßigkeiten: Snickers, Mars, Milky Way und natürlich die obligatorische Cola. In Spanish Lookout und Blue Creek gab es in den Supermärkten ein ähnliches Sortiment. Als ich mit Franz an der Kreuzung auf Ernesto und seinen Truck gewartet habe, sind er und die beiden anderen Männer zu einem kleinen Laden in der Nähe gegangen und haben sich Cola und Snickers gekauft. Ein Belizianer, mit dem ich einmal über den Cola-Konsum der Mennoniten gesprochen habe, meinte, dass sie durchschnittlich zwei Liter Cola am Tag trinken

würden. Ob die Zahl so wirklich korrekt ist, kann ich nicht sagen, aber die Mennoniten – ob traditionell oder modern – trinken wirklich viel Cola. Zudem gibt es in Belize und auch in den Haushalten der Mennoniten „Juice“, den sie von den Engländern übernommen haben. Das ist fruchtiger Zuckersirup, der mit Wasser verdünnt wird. In Belize muss man aufpassen, wenn man Juice bestellt, aber eigentlich Fruchtsaft haben möchte. Oft bekommt man stattdessen „Juice“. Auch bei den Mennoniten ist „Juice“ sehr beliebt.

Was mir bereits in Blue Creek aufgefallen ist und später auch in Spanish Lookout und Shipyard: Viele Mennoniten haben Gebisse oder zumindest Brücken. Bereits junge Menschen haben Lücken oder Zahnersatz. Gleich bei meinem ersten Kontakt mit Mennoniten waren Zähne Gesprächsthema. Ich wurde an meinem ersten Tag in Belize von einem Ehepaar von Orange Walk nach Blue Creek gebracht. Die Frau fragte mich gleich, wie ich mein Zahnfleisch so rot machen würde. Ihres wäre so gräulich.

Auch mit Eva komme ich auf das Thema zu sprechen. Abends nach dem Essen fragt sie mich, ob das meine echten Zähne seien. Sie selbst hat mit 25 Jahren bereits ein Gebiss. Auch ihre Brüder haben schon mehrere Zahn-lücken. Als ich frage, wie oft sie sich denn die Zähne putzen, lacht Isaac: „Wenn es hochkommt vielleicht einmal die Woche.“ Ich sage, dass ich mir mindestens zweimal am Tag die Zähne putze. Nach dem Essen räume ich mit Eva und Susanna den Tisch ab. Auf dem Weg nach draußen komme ich am Waschraum und den beiden Männern vorbei – sie putzen sich die Zähne.

Wie auch in den anderen Kolonien sitzen wir abends zusammen und diskutieren über Gott und die Bibel. Im Schein der Petroleumlampe und mit einer Bibel in der Hand erklärt mir Isaac, dass die Amish sich taufen lassen, wenn sie dazu bereit sind. Dabei ist es weniger ein einschneidendes Erlebnis der „Wiedergeburt“, das sie dazu bringt sich taufen zu lassen, sondern ein Hereinwachsen in den Glauben, an dessen Ende dann die Taufe steht. In der Regel werden hier die meisten im Alter zwischen 17 und 20 Jahren getauft. Isaac meint, dass es nicht reicht äußerlich die Gebote zu befolgen. Man müsse auch innerlich büßen. Er ist davon überzeugt, dass Gott alles sieht und man letztendlich sich für alle Fehler und Sünden rechtfertigen muss.

Isaac ist verlobt und baut derzeit ein Haus für sich und seine zukünftige Frau. Er hat sie über Freunde kennengelernt. Es ist bei den Amish üblich, dass man am Sonntag nach der Kirche Freunde besucht und sich Jungen und Mädchen dann kennenlernen. Aber immer unter Aufsicht, wie mir Isaac versichert, „damit es keine Unordnung gibt“. Das Paar sagt seinen Eltern Bescheid und die Eltern des Jungen müssen die Eltern des Mädchens um Erlaubnis fragen, ob die Beiden sich treffen dürfen. Anfangs sieht sich das Paar einmal im Monat, über die Zeit wird es dann auf bis auf einmal wöchentlich gesteigert. Die Treffen finden dann in der Regel nach der Kirche

statt und das Paar isst beispielsweise gemeinsam mit den Eltern. In der Regel findet dann nach sechs Monaten die Hochzeit statt. Die Liebe sei in erster Linie nicht fleischlich, sondern von Gott, erklärt Isaac.

Auch mit Isaac spreche ich über den Lebensstil der Amish. Mich beschäftigt, warum sie Telefone beispielsweise ablehnen. Telefone helfen dabei, mit anderen Menschen in Kontakt zu bleiben. Gerade für die Amish wäre das doch eigentlich wichtig, da sie viele Verwandte haben, die in anderen Ländern wie Bolivien, Kanada und Mexiko leben. Isaac erklärt mir, dass sie sich „von der Welt entziehen“ wollen. Daher lehnen sie moderne Technik ab. „Das Telefon hilft nur dem Fleisch, aber nicht dem Geist. Wir lehnen ab, was dem Fleisch Freiheit schafft.“ Er sehe durchaus die positiven Aspekte des Telefons, „aber irgendwo müssen wir eine Grenze ziehen.“ Telefone würden das Leben zu einfach machen, zu weltlich. „Die Welt ändert sich schnell, wir wandeln uns aber nicht mit.“ Dazu gehört es zum Beispiel auch, dass die Amish nicht fliegen, sondern sogar in die USA oder nach Bolivien mit Schiff, Bus und Bahn reisen – anders in Shipyard: Selbst die Altkolonier nutzen Flugzeuge um lange Strecken zurückzulegen.

Der Höhepunkt meines Besuchs in Lower Barton Creek ist der Gottesdienst am Sonntagmorgen. Susanna und Eva tragen normalerweise ein kleines schwarzes Kopftuch. Für den Gottesdienst binden sie sich ein großes schwarzes Tuch um, das ihre Haare, den Nacken und den Hals komplett bedeckt. Ich frage Eva, ob ich mir auch meinen Schal umbinden soll. Sie findet es gut. „Dann ist Dein Ausschnitt auch bedeckt.“ Ich bin etwas gekränkt, schließlich dachte ich, dass ich mich züchtig gekleidet habe, aber der Ansatz meines Schlüsselbeins scheint doch zu viel Haut für die Amish zu sein.

Die Kirche beginnt um acht Uhr. Wir fahren aber bereits um sieben los, obwohl die Kirche nur zehn Minuten entfernt liegt. Die Kirche ist das einzige Gebäude aus Stein, das ich in Lower Barton Creek gesehen habe. Auf dem Platz vor dem Gebäude gibt es Reihen von Pfählen, an denen die Familien ihre Pferde anbinden. Danach trennen sich Männer und Frauen. Die Männer gehen auf die linke, die Frauen auf die rechte Seite vor der Kirche und stellen sich in einer Linie vor den beiden Eingängen der Kirche auf. Die Frauen, die anschließend erst kommen, gehen die Reihe entlang, begrüßen jede einzelne andere Frau mit Handschlag und einem Kuss auf den Mund. Die ankommende Frau flüstert „Gott segne uns“, die andere Frau flüstert „Amen“ zurück. Man geht die Reihe entlang und stellt sich abschließend ans Ende. Neuankömmlinge müssen dann eine noch längere Reihe abschreiten und sich dann einreihen. Die Männer machen auf der linken Seite das Gleiche. Das Ganze findet unglaublich leise statt, niemand lächelt oder lacht. Man fühlt sich wie auf einem Begräbnis. Im krassen Gegensatz stehen dazu der blendende Sonnenschein und eine Horde Papageien, die in den

Palmen neben der Kirche Radau macht. Das Prozedere wird der Glaubensbruder- bzw. Glaubensschwesterkuss genannt und findet jeden Sonntag vor der Kirche statt. Ausgenommen sind Kranke.

Ich sehe aus der Ferne Franz, der mich mit nach Lower Barton Creek genommen hat. Er hat sieben Kinder wie die Orgelpfeifen, seine Frau ist hochschwanger. Kein Wunder, dass er keinen Platz für mich hatte.

Um acht Uhr ruft der Prediger „Herein“ und die Amish betreten die Kirche, die Frauen auf der rechten Seite, die Männer auf der linken Seite. Der Gottesdienst beginnt als die vier Vorsänger ein Lied aus einem hochdeutschen Gesangsbuch anstimmen. Die Amish singen genau wie die Altkolonierer: Die Noten werden lange gehalten und die Wörter extrem gezogen ohne Melodie oder Rhythmus. Während es in der Schule in Shipyard nur 30 Kinder sangen, sind es in der Kirche 300 Erwachsene, die aus vollster Brust singen. Nach den vier Strophen, die eine gefühlte halbe Stunde dauern, tun meine Ohren weh.

Nach dem Lied folgt die Predigt, die der Priester auf Plattdeutsch hält. Er spricht sehr leise und monoton. Kindergequengel und Vogelgezwitscher übertönen den Sermon, ich verstehe kaum etwas und meine Gedanken schweiften ab. Plötzlich stehen alle um mich herum auf, drehen sich um, fallen auf die Knie, stützen sich mit den gefalteten Händen auf den Sitzbänken ab und fangen stumm an zu beten. Nach zwei Minuten setzen sich alle genauso plötzlich wieder auf und der Priester fährt mit seiner Predigt fort.

Nach etwa zweieinhalb Stunden wird der Gottesdienst mit einem Lied beendet. Der Abgang erfolgt geordnet. Die hinteren Reihen gehen zuerst, dann folgen die vorderen, niemand drängelt. Die Amish verabschieden sich nicht groß voneinander, sondern gehen zügig zu ihren Kutschen und fahren nach Hause.

Zum Mittagessen bin ich bei Peter, dem Cousin der Familie und Diakon, eingeladen. Er ist für den gesellschaftlichen Zusammenhalt zuständig, schlichtet Streitigkeiten und predigt manchmal. „Einigkeit macht stark“, erklärt er mir seine Aufgabe.

Ich esse mit Peter, seiner Frau Elisabeth und den zwölf Kindern zu Mittag. Dabei geht es sehr ruhig und gesittet zu. Selbst die Jüngsten reden nicht, sondern essen zügig die Nudelsuppe und den Schmandkuchen.

Danach setzen wir uns in die Stube und Peter beantwortet meine Fragen. Ich möchte von ihm wissen, warum die Amish keine Fotos erlauben. Er erklärt mir, dass es mit der „Augenlust“ zu tun hat. Im Johannes Evangelium steht: „Liebet nicht die Welt, noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm; denn alles, was in der Welt ist, die Lust des Fleisches und die Lust der Augen und der Hochmut des Le-

bens, ist nicht von dem Vater, sondern ist von der Welt.“ (1. Johannes 2:16) Peter erklärt mir, dass Augenlust durch das Anschauen einer Sache entsteht, Begierden wecken kann und zu Götzentum führt. Daher lehnen die Amish Fotos ab.

Die Amish lehnen auch bewusst moderne Errungenschaften und materielle Güter ab, denn schon Jesus gab einen anderen Maßstab: „Niemandes Leben hängt von dem Überfluss ab, den er in Gütern hat.“ (Lukas, 12:15) Die Amish verstehen das Leben als Reise, wie mir Peter erklärt. „Wir machen eine Reise von unserer Geburt bis zum Tod – jeder von uns. Wir sind unterwegs in die Ewigkeit.“ Jesus lehre, dass man die Dinge dieser Welt verachten sollte und ihnen nicht erlauben sollte, einen von der Reise zur Ewigkeit abzulenken. Das Leben in dieser Welt ist nur eine kurze Vorbereitung zum wirklichen Leben. „Wir sind als Reisende Fremde und Pilger auf der Durchreise, auf der Suche nach einer besseren Heimat.“ Freizeitvergnügen und Reichtum sind nur eine Täuschung und Eitelkeit.

11. Beachy Amish Mennonites – Belize bekehren

Wie mir Abe in Blue Creek einmal sagte, ist es eines der Lebensziele der modernen Mennoniten Jesus zu anderen Menschen zu bringen. Eine Gruppe Mennoniten aus den USA betreibt in Belize aktive Missionierungsarbeit. Die Beachy Amish Mennonites haben in Esperanza nahe San Ignacio, und somit auch in Nachbarschaft zu Barton Creek und Spanish Lookout, eine Kirche errichtet. Seit 1961 arbeitet die Kirche in Belize. Priester der American Mennonite Aid (AMA) kommen für eine gewisse Zeit aus den USA nach Belize um zu missionieren und werden dabei von bereits konvertierten Belizianern unterstützt. Für Beachy Amish Mennonites sind Nicht-Konvertierte hilflose Adler, die in einem Tal verloren und dem Untergang geweiht sind. Ihr Ziel ist es daher, die Ungläubigen zu bekehren und den Glauben und die Liebe Jesu zu verbreiten. Jesus ist für die Sünden aller Christen am Kreuz gestorben und für die Beachy Amish ist es ihre Pflicht, Jesus so etwas für sein Leiden zurückzugeben. Die Beachy Amish waren über die Jahre mit ihren Bemühungen recht erfolgreich. Es gibt in Belize ca. 1.500 Menschen, die zwar dem mennonitischen Glauben angehören, aber nicht ethnische Mennoniten sind, also nicht die Nachkommen der ursprünglichen Mennoniten aus Flandern und Friesland.

Die Beachy Amish Mennonites haben sich 1927 von den Altamish, zu denen auch die Amish in Lower Barton Creek gehören, abgespalten. Sie haben den Glauben und den Gottesdienst wie auch die relativ strenge Kleiderordnung der Amish beibehalten. Die Männer tragen Hemden und Jeans oder

Chinos, die Frauen wie in Spanish Lookout traditionelle Kleider und kleine Kopftücher. Allerdings sind die der Beachy Amish weiß.

Sie bezeichnen sich selbst als konservativ. Sie glauben aber nicht – anders als die Altamish oder die Altkolonier – dass sie auf Erden ein hartes, entbehrungsreiches Leben führen müssen, um in den Himmel zu kommen. Elektrische Geräte wie Kühlschränke, Rasenmäher oder Waschmaschinen sind ihnen erlaubt. Sie dürfen sogar Handys und Email benutzen, allerdings nur um untereinander in Kontakt zu bleiben. Sie glauben allerdings, dass sie den Versuchungen der Welt, wie Tanzen, Trinken, Spielen und Drogen, fern bleiben sollen.

Jeden Sonntag findet der Gottesdienst auf Englisch und Spanisch statt. Wie die Amish in Barton Creek praktizieren sie den Glaubensbruder- bzw. Glaubensschwesterkuss nach Geschlechtern getrennt, allerdings erst am Ende des Gottesdienstes. Junge Menschen und Nicht-Mitglieder der Kirche schütteln einander nur die Hände und sagen „Gott segne Dich“.

Die Beachy Amish glauben wie auch alle anderen Mennoniten-Kirchen nicht an die Kindstaufe. Sie sagen, dass Babys nicht alt genug sind, um Jesus Anhänger zu sein und zu verstehen, was das bedeutet. Daher sollen Jugendliche erst getauft werden, wenn sie die spirituelle Reife haben. In der Regel werden junge Beachy Amish mit 15 bis 18 Jahren getauft. Vorangegangen sollte das Erlebnis der „Wiedergeburt“ sein, also ein Moment wo Jesus dem Gläubigen erscheint und ihn erleuchtet. Nach der Taufe erhalten die Jugendlichen Glaubensunterricht, bei dem sie die Glaubenssätze und -inhalte studieren.

Ähnlich wie die Amish in Barton Creek orientieren sich die Beachy Amish auch an dem Bibelvers „Fremde und Pilger“ in der Welt zu sein. Für die Beachy Amish bedeutet ein Anhänger Jesu zu sein, Gutes in einer Welt zu tun, die weder die ihre noch die von Jesus ist. Jesus nahe zu kommen ist ihr Ziel im Leben. Das Lesen der Bibel soll dabei helfen und ist somit eine tägliche Pflicht. Und natürlich das Missionieren. Die Beachy Amish betreiben in Esperanza auch eine Hühnerfarm, die von einem Mitglied der Kirche gegründet wurde. Dort arbeiten viele Beachy Amish Mennoniten, aber auch Nicht-Christen. Die Farm ist für die Missionierung nicht unwesentlich, wie folgende Geschichte erklärt.

Gertel ist 81 Jahre alt und Mennonitin. Ihr Name lässt es nicht erkennen, aber sie ist belizianische Kreolin. Ihre Tochter Sandra und sie sind vor fast 40 Jahren zu den Beachy Amish Mennonites konvertiert. Gertel ist mit dem anglikanischen Glauben aufgewachsen und wurde strikt von ihrer Großmutter erzogen. Sie durfte nie kurze Röcke oder Hosen tragen. „Hosen sind eine Abscheulichkeit vor Gott, sagte meine Großmutter.“ Zum Gottesdienst musste sie ein Kopftuch umbinden.

Gertel missfiel es, dass sich Reiche in der Kirche von ihren Sünden einfach mit Spenden freikaufen konnten, doch sie unternahm nie etwas, bis ihre Tochter Marie eines Tages von der Schule nach Hause kam und sich weigerte zur Konfirmation zu gehen. Sie hatte vom Priester wissen wollen was die Konfirmation eigentlich bedeutet und er konnte keine Antwort geben. Gertel fing an, die anglikanische Kirche zu hinterfragen und ging mit ihren Kindern zum Gottesdienst der Adventisten. Ungefähr zur gleichen Zeit begann sie einen Job in der Hühnerfarm. Dort kam sie mit den Beachy Amish Mennonites in Kontakt und fing an ihre Gottesdienste zu besuchen. „Ich war vorher zur Nazarin-Kirche gegangen, aber die Mennoniten-Kirche war nur eine Meile von meinem Haus entfernt. Da bin ich dann lieber hingegangen“, erzählt Gertel und lacht. Außerdem habe ihr der Lebensstil und die Kleidung gefallen.

1974 konvertierte sie gemeinsam mit drei Töchtern und zwei Söhnen. Ihre anderen sechs Söhne und ihr Ehemann blieben bei der anglikanischen Kirche. „Ich brauche keine andere Kirche, ich bin schon in der anglikanischen, hat er immer gesagt.“ Zu Gertels großer Erleichterung konvertierte ihr Mann 2002 noch kurz bevor er starb. Denn wie alle Mennoniten glaubt auch sie, dass ein Mensch nicht in den Himmel kommt, wenn er nicht den richtigen Glauben hat und Jesus als seinen Retter anerkennt. Mittlerweile gehen Gertels Enkel zur Schule der Beachy Amish in Esperanza.

„Für mich war es einfach das Richtige“, erklärt Gertel ihre Konvertierung. Nicht alle ihre Kinder sind mit ihr einer Meinung und sind stattdessen Mitglieder anderer Kirchen. „Aber alle dienen dem Herrn“, sagt sie.

12. Fazit

Viele Belizianer glauben, dass die Mennoniten eine homogene Gruppe mit gleichen Regeln sind. Doch wie meine Erfahrungen vor Ort gezeigt haben, gibt es DIE Mennoniten nicht. Jede Kolonie hat ihre eigenen Regeln und ihren eigenen Lebensstil. Ihnen gemein ist ihre Geschichte der Wanderschaft und der Glaube an Gott und Jesus als den Retter, der für ihre Sünden am Kreuz gestorben ist.

Jede Gruppe ist davon überzeugt, dass sie den richtigen Weg gewählt hat. Die Leute in Blue Creek sind offen gegenüber dem technischen Fortschritt und schauen auf die Leute in Shipyard herab, die sich mit äußerlichen Dingen aufhalten, die für Gott unwichtig sind. „Allein Deine Seele zählt, Gott achtet doch nicht darauf ob Dein Rock jetzt einen Zentimeter länger oder kürzer ist, oder ob Du nur kalt duscht“, sagte ein Gesprächspartner in Blue Creek. Ein anderer meinte, dass die traditionellen Mennoniten geradezu

stolz auf ihren Lebensstil seien und im Himmel eine böse Überraschung erleben werden, weil es doch ausschließlich auf die innere Einstellung und den Glauben an Jesus ankommt.

Wie es ein Gesprächspartner in Blue Creek einmal formulierte: Die Altkolonier haben die Idee, sie seien Gottes auserwählte Menschen und fühlen sich dem Rest der Menschen überlegen. Die Altkolonier haben die Religion selbst in eine Kultur verwandelt und somit dreht sich ihre Religion weniger um Glaube und Gott als vielmehr um Traditionen und Regeln. Und das sei nicht, was Gott wolle.

Gerade die Äußerlichkeiten und auch die Opfer, die sie bringen, sind für die traditionellen Mennoniten in Shipyard und Lower Barton Creek ausschlaggebend. Sie sind sich sicher, dass Gott dies von den wahren Gläubigen erwartet. Die Traditionellen gehen im Umkehrschluss davon aus, dass die modernen Mennoniten nach dem Tod die böse Überraschung erleben werden, da man nicht besser leben sollte als Jesus. Daher lehnen sie alle modernen Errungenschaften ab und führen ein einfaches Leben ohne technische Hilfsmittel.

Als Außenstehende wurde ich von allen Gemeinden herzlich aufgenommen. Manchmal wurde ich bestaunt, manchmal wurde versucht mich zu bekehren. So unterschiedlich die Lebensstile der verschiedenen Kolonien und Kirchen sind, sie sind alle äußerst gastfreundlich und meine Zeit mit ihnen war für mich unglaublich aufregend und interessant. Ich finde es sehr beeindruckend, was die Mennoniten auf sich genommen haben, um ihren Glauben zu bewahren.

Gerade die traditionellen Mennoniten gedenken der jahrhundertelangen Verfolgung und den Repressionen, die die Mennoniten für ihren Glauben auf sich nehmen mussten. So listet beispielsweise der „Märtyrerspiegel“ auf mehr als 1.200 Seiten die Christen auf, die seit den Aposteln bis zu den Christen des 16. Jahrhunderts für ihren Glauben gestorben sind und beschreibt ausführlich deren Leiden. Einen besonderen Schwerpunkt bilden die Martyrien der reformatorischen Täufer. Das Buch enthält zudem Briefe gefangener Christen und Testamente hingerichteter Eltern an ihre Kinder. Die verfolgten und für ihre Überzeugung hingerichteten Christen sind nach Meinung des Autoren Thieleman Janz van Braght die wahren Jünger Jesu. Der eigentliche Titel des Märtyrerspiegel ist „Der blutige Schauplatz oder Märtyrerspiegel der Taufgesinnten oder wehrlosen Christen, die um des Zeugnisses Jesu, ihres Seligmachers, willen gelitten haben und getötet worden sind, von Christi Zeit bis auf das Jahr 1600“. Das Buch erschien erstmals 1660 und wird bis heute aufgelegt und von vielen traditionellen Mennoniten in Shipyard und Barton Creek gelesen. Das Buch bestärkt sie offensichtlich in ihrer Ansicht, dass ihr Lebensstil und ihre Glaube der ein-

zig richtige ist und dass Gott sie nach dem Tod dafür in den Himmel holen wird.

So aufregend und neuartig ihr Lebensstil und ihre Religion für mich auch waren, so habe ich während meiner Zeit in Belize doch gelernt, dass er nicht für mich in Frage kommt. Entgegen der Hoffnung einiger Mennoniten, die ich während meiner Zeit in Belize traf, habe ich Jesus nicht gefunden. Für mich ist es einfach unmöglich an ein Buch zu glauben, das an die 2.000 Jahre alt ist und Regeln vorgibt, die in meinen Augen nicht zeitgemäß sind. Auch habe ich meine Zweifel, dass Menschen und Dinosaurier vor einigen Tausend Jahren gemeinsam auf der Welt lebten. Und wenn ich ganz ehrlich bin: Ohne heiße Dusche, Toiletten mit Spülung und den anderen Errungenschaften der modernen Welt möchte ich nicht leben.